Diese Mikroverfilmung
wurde von der

Stiftung
der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 36 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 3. September 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ferien, Aehrenlesen und Sommerend

Die Ferien der Kleinstadtkinder waren vor fünfzig und vierzig Jahren nicht so abwechselungsreich wie die Ferien der heutigen Jugend, aber nicht minder „schön". Wenn wir am letzten Julisamstag des Mittags die Schule verließen, warfen wir wohl noch einen Blick zurück auf das rote Schulhaus, dessen Fenster leer und blind erschienen, und gingen weiter in dem sicheren Gefühl, einen Monat lang nicht mehr zurückkehren zu müssen.

Die Sonne lag schöner auf Marktplatz und Straßen, feiertägig lagen die Gärten rings um die Stadt im Licht der Sommersonne, gelb und golden lagen die Roggen- und Weizenfelder in der nach Norden vom Gebirge abfließenden Landschaft, mit dem Grün der Wiesen und Kartoffelfelder dazwischen. Im Duft und Glast standen die dunkelgrünen Berge im Süden.

Was vor uns lag, das sammelte sich in einem unbestimmten Gefühl: man wird in den Wäldern laufen mit Schulkameraden, wird das traumverlorene Rauschen in den Kronen der Tannen hören, wird Himbeeren und Brombeeren suchen am heißübersonnten, baumentblößten Hang, wird schläfrig am Nachmittag auf warmen Steinen sitzen und der Eidechse zuschauen, den Harzgeruch atmen, der aus den Kiefern und Tannen quillt, man wird eine Quelle rieseln hören, wenn sie als kleinstes Bächlein zu Tal fließt unterhalb der fast tausendjährigen Linde auf der letzten Erhebung, wo die Burg stand, deren Grundmauern noch an einigen Stellen sichtbar sind.

„Alles hat seine Zeit", sagt ein Weiser. Die Mehrzahl der Kinder und jungen Leute erlebt und erfährt heute mehr, sieht mehr, lernt mehr kennen, als wir damals konnten. Es gab „zu unserer Zeit" keine Fahrräder für vierzig oder fünfzig Mark zu kaufen, es gab keine Jugendherbergen, keine Möglichkeit, sich ein bescheidenes Essen auf Wanderfahrt selbst zu kochen. Bestenfalls kam das eine oder andere Kind zum Onkel oder zur Tante aufs Dorf — aber wir haben als Kinder trotz der beschränkten Möglichkeiten die Ferien nicht weniger tief erlebt, als die heutigen Kinder, die weiter herumkommen und auf ihren Fahrten einen weiteren Horizont bekommen. Wenn wir in den Ferien „helfen" mußten bei der Ernte, dann war auch das Freude und Glück.

Die Bürger und Handwerker der kleinen Stadt hatten nicht nur ihren „Garten" vor der Stadt, hinter dem „Wall", wo sie ihre Gemüse und Frühkartoffeln zogen, sie hatten auch durchweg ein „Feld" weiter hinaus, für den Roggen und die Spätkartoffeln. Manche besaßen es als eigenen Besitz. Mein Vater war nicht so glücklich; er hatte einen Morgen gemietet, den er umschichtig mit Roggen und Kartoffeln bebaute. So hatten wir Kinder die Freude, beim Schneiden des Getreides, beim Aufstellen der Garben, beim Einfahren, das der Oekonom Osthoff immer für uns besorgte, dabei zu sein . . . Und dann kam das Aehrenlesen.

Geschichten vom Aehrenlesen und von Aehrenleserinnen gibt es mehrfach in den Literaturen der Völker (meist wird eine zarte Liebesgeschichte daraus). Der Brauch, auf dem geschnittenen Getreideacker die Halme abseits der Garben für arme Sucher liegen zu lassen, ist offenbar eine uralte Sitte.

„Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht;
Sucht Aehren, die geblieben . . ."

sagt Clemens Brentano in einem seiner schönsten Gedichte.

Als Kinder haben wir das noch erlebt, waren selber dabei, auf den Stoppelfeldern zu „lesen", und es war zumeist die „Armut", die da durch die Stoppeln ging.

Es waren aber meist die Kinder, die da auf den Feldern gingen, nicht die Erwachsenen. Die hatten ja ihre Arbeit: zu Haus, in der Werkstatt, beim Zigarrenmachen zu Haus oder in der Fabrik. Die Kinder suchten für die kleine Hühnerschar zu Hause oder auch für ein erstes, frisch duftendes Brot. Unermeßlich ist mir, daß wir nach dem Aehrenlesen am Feldrain saßen, die Aehren und Halme zu richtigen Sträußen banden, letzte blaue Kornblumen mit hinein flochten und nur ein paar Weizenähren zurückließen, um sie am Schluß auszureiben zwischen den Handflächen und sie zu essen als köstliche Gabe. Ich weiß nicht, ob Kinder heute noch wissen (vor allem Kinder der Stadt oder auch der Kleinstadt) wie gut, herb und schön die Aehren, die Körner riechen und schmecken. Auch glaube ich mich zu erinnern, daß dann und wann ein Junge einem Mädchen, das gleich ihm auf den Feldern suchte, heimlich, wenn es nicht herschaute, eine Handvoll Halme zu den seinen am Ackerrand hinzulegte. Solches geheime Tun beobachtet zu haben, ist eine Erinnerung, die ihre Grazie im Laufe der Jahrzehnte nicht verliert.

*

Nun waren die Getreidefelder leer . . . Noch lockten an den Vormittagen und Nachmittagen die dunkelgrünen Wälder mit ihren vielfältigen Stimmen: der Vögel, der Käfer, der Mücken, des Laubes, des Windes, der uns wie ein geheimnisvolles Wesen erschien, das man fühlt, aber nicht greift. Aber die Abende fielen schon früher ein, waren kühler im beginnenden Frühherbst. Am Abend bei einer Heimkehr aus dem Wald von der Höhe auf die Stadt zu sehen, wenn die ersten Lichter aufgingen, war unbeschreiblich schön. Wenn man vom oberen südlichen Wall die Treppe in der Nähe des Pfarrhauses hinabstieg, durch die Gasse an der Kirche vorbei zum Marktplatz ging, die ersten Lichter gelb aus den Fenstern der kleinen Häuser schienen, nahm einen die Stadt wie ein vielgestaltiges Wesen auf, und das Gestaltlose selber war Gestalt im Fühlen des Kindes, das ja das, was es erlebt und fühlt, meist noch nicht sagen kann. In einem Gedicht habe ich diese unendlich schöne, ein wenig melancholische Stimmung des Sommerabschieds in der Kleinstadt aus der Sicht eines jugendlichen Erlebnis heraus gestaltet:

„Stimmen, die im Winde wie Schatten gehn, / Weiße Wolken, die über die stille Stadt hinwehn, / Licht, das vorm Niedergange kühl über den Dächern liegt, / In Abendfenstern brennt und an die Mauern schmiegt . . .

Ein kleines Windlein wirbelt am stillen Markt den Sand, / Wirbelt ein kleines Blättchen, das es da fand. / In die Stille des Marktes vom grauen Turm fällt. / Wuchtig der Schlag der Stunde, der an den Mauern zerschellt.

Hinter Fenstern aufscheinen die Lichter. Es gehn / Stimmen wie Schatten im Wind an den Häusern hin. / Immer noch flattern welke Blätter; die Stille webt, / Webt, webt Traumfülle, die hängt, die schwebt.

Abendstille des Markts ist nicht tot, hat Stimmen viel, / Füße des Winds im Sand und Laub zum Spiel, / Singen in Zweigen und lauschendes Schweigen. Das steht / Und schaut, weil das Dunkel aus Mauern hergeht.

Steht und schaut, wie so die Stille geschieht, / Seelchen der Dinge und Schatten ihr Lied / Wispern im Wind — und wie die Einsamkeiten / Groß über den Platz und an den Mauern schreiten . . .

Karl Röttger

„Sächsische Bockmühle" / Holzschnitt von L. Barth-Uchatzy Bavaria-Verlag

Das Pfänderspiel

Heitere Erinnerung von Clara Schünemann-Kruyskamp

Auf dem Hafen glitten Segel. Vom Rathaus gleißte das goldene Turmschiff in der Sonne. Fränzi, Nachbar Scholtens eitles Töchterlein, trug alle Tage bunte Blusen. Meine Schwester Cor, die schon siebzehn war, und Foskea, Mutters gleichaltriges Küchenfräulein, sangen Liebeslieder von früh bis spät, als wollten sie damit gewaltsam das Glück in ihre Arme locken oder die Jünglinge an die Haustüre. Wenigstens behauptete unser Vater das.

Allmählich nahte mein Geburtstag. Ich durfte Enno, meinen Gespielen, aus dem hinteren Städtchen, einladen, obwohl sonst der jugendliche Gästekreis auf die Mädchen am Kai beschränkt blieb. Als ich es ihm mitteilte, zwinkerte er gewohnheitsgemäß und sagte nicht ja und nicht nein. Aber — er kam, und zwar viel zu früh. Er klingelte laut und anhaltend wie die Feuerwehr. Fräulein Bartels, unsere spitzzungige Nachbarin, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und fragte, wo es brenne. Ennos wies hinter sich auf den Hafen und zwinkerte. Dann nahm Foskea den Jungen in Empfang. Sie wurde rot dabei, richtig rot, und faßte schnell nach ihren Zöpfen, ob die auch saßen. Derweil überreichte Enno mir aus seiner Oma Laden eine Tüte Stundenlutscher, mindestens ein halbes Pfund! Erst als Foskea sich abwandte, steckte er mir heimlich eine Schachtel zu und machte „Pßt!" Neugierig löste ich den Deckel. Eine dicke Spinne saß darunter und rührte sich nicht. — „Sie webt dir ein Netz", flüsterte Enno. „Du kannst sie hinter deine Bettkante setzen, da hält sie sich lange, vorausgesetzt, daß du tüchtig Fliegen fängst!"

„Komm mit!" sagte ich und zog ihn rasch die Treppe hinan. Oben schüttelte ich die Spinne aus der Schachtel unter mein weißlackiertes Eisenbett. Wir beobachteten sie. — „Paß' auf", mahnte der Junge, „daß die da unten (er meinte Foskea) sie nicht mit dem Besen erwischt!" — Ich konnte ihn beruhigen. Meine Kammer hielt ich ganz in Ordnung.

Nun rannten wir wieder treppab. Mutter kam, fragte Enno verschiedenes und lobte die Stundenlutscher, die sie gleich probierte. Vater klopfte dem Jungen auf die Schulter. „Na, mein Sohn, was willst du werden?" — „Hausherr", antwortete der schnell und zwinkerte. Cor zeigte lächelnd ihren neuen Goldzahn. Kees, die sanfteste meiner Schwestern, stellte sich vertraulich neben ihn. Jo und Bruder Cuntje, unsere Jüngsten, knufften sich und kicherten. Sie fanden Enno komisch mit dem langen Gelbhaar und den Zwinkeraugen.

Mittlerweile erschienen Fränzi und die anderen Gäste. Sie schenkten Schokolade und Bonbons. „Alles schon dagewesen", dachte ich und bewunderte Ennos Einfall mit der Spinne. Er war überhaupt mein liebster Spielgefährte.

Heute trug er die gewohnte, etwas kurze Hose, aber eine weiße Marinebluse und sah recht hübsch aus. Mutter und Foskea waren begeistert. Am meisten Foskea. Immer, wenn sie ihm die Kakaotasse vollschenkte, griff sie an ihr Haar und prahlte mit ihren dicken Flechten. Mitleidig betrachtete ie meine unterernährten Zöpfchen und schüttelte den Kopf. Fränzi tat geziert und schmachtete den Jungen an. Kees schob ihm ihr Gebäck hin, den leckeren Vanillekuchen, von dem jeder nur ein Stück bekam. Enno verzehrte ihn seelenruhig und machte ein Gesicht, als täte er das aus purer Gefälligkeit. Cor zeigte wieder ihren Goldzahn und sagte hingerissen: „Kleiner Prinz!" Flugs schalteten sich Fränzi und Foskea wie ein Echo ein. Enno aber zwinkerte. Er fand das Getue mehr als albern.

Mutter, die von Zeit zu Zeit hereinlugte, schlug ein Pfänderspiel vor. Natürlich waren wir begeistert, allen voran Fränzi. Sie führte das große Wort, sammelte die Pfänder und bestimmte mit geschlossenen Augen, was dieser oder jener tun müsse. Sie ließ „Ofen anbeten", tanzen, unter den Tisch kriechen und anderes mehr. Dabei lugte sie heimlich durch die Finger. Jetzt — Cor hielt gerade Ennos abgenutztes Taschenmesser hoch und fragte: „Was soll der tun, dem dieses Pfand gehört?" — gebot sie beinahe genießerisch: „Der soll mir nebenan einen Kuß geben!" — „Gittigitt!" schrie Bruder Cuntje, der jeglicher Berührung abhold war, seit Fräulein Bartels ihn mit Zärtlichkeit bedachte. Enno zwinkerte und tat, als ginge ihn das Messer gar nichts an. Doch die anderen drangen darauf, daß er nicht Spielverderber sein dürfe. — „Ich hatte gehofft, es sei Cuntjes Pfand", erklärte Fränzi heuchlerisch, worauf der Kleine einen Luftsprung versuchte. Ennos Zögern half ihm nichts. „Uebung macht den Meister", lachte Cor gezwungen, und Cuntje kommandierte schadenfroh: „Marsch!" Foskea nestelte an ihren Flechten und meinte, wenn Fränzi durchaus nicht wolle, stände sie gerne zur Verfügung. Aber Fränzi sagte spitz, sie müsse nun mal in den sauren Apfel beißen, wobei Enno ein Gesicht schnitt, als ob er seinerseits Fränzis Mund als saueren Apfel empfände.

Er sah ein, daß er der Spielregel gehorchen mußte, doch er bestand darauf, daß ich, das Geburtstagskind, mitkäme in die Nebenkammer. — „Gut", erlaubten die anderen, „Klaatje geht mit als Zeugin." — Drinnen verlangte er ebenso, daß Fränzi die Augen fest schließe. Mißtrauisch band er sein karriertes Taschentuch darum, sah mich an und zwinkerte. Indessen ich die Nase rümpfte, hob er seinen Zeigefinger, spuckte darauf und preßte ihn sekundenlang an Fränzis Mund. Es war alles andere als anständig, aber um Fränzi tat es mir nicht leid. Mit Mühe verschluckte ich mein Lachen, denn Fränzi riß jetzt das Taschentuch vom Gesicht, gab sich den Anschein, als wenn sie die Lippen abwischte — sie wischte nicht, ich merkte es genau —, kreischte über den vermeintlichen Kuß und lief in die Stube zurück, wo sie sich wie toll gebärdete.

Cuntje stellte sich breitbeinig vor sie hin und betrachtete sie von oben bis unten. Cor tat die Sache mit dem Trällern einer Tonleiter ab. Foskea reichte Fränzi bei der nächsten Runde nicht das Nußkonfekt. Die anderen Mädchen kicherten. Jo fragte harmlos, wie es denn geschmeckt habe. Und Enno antwortete wahrheitsgemäß: „Natürlich nach Spucke!" — Nur Fränzi, die sich verschiedenerseits beneidet wußte, hob den wohlfrisierten Kopf, als wollte sie betonen: „Wer hat, der hat!"

Abends, als die Gästeschar gegangen war, lief ich mit Enno noch einmal in die Kammer hinauf, entzündete eine Kerze und suchte die Spinne. Sie spazierte gerade gemächlich an der Wand. Wir wurden übermütig, knufften uns und prusteten, weil wir an die genasführte Fränzi dachten. Kurz darauf ging auch der Junge. —

Es wurde noch nicht still. Cor und Foskea sangen heute lauter als je. Kees nebenan konnte nicht schlafen. Ich rief sie in mein Kämmerchen und zeigte stolz die Spinne; bei Kees war das Geheimnis wohlverwahrt.

Im Bett dachte ich an Cors Ausspruch: „Kleiner Prinz!" Zuerst fand ich die Worte albern. Aber merkwürdig, allmählich gefielen sie mir besser und besser. Ja, ich wiederholte sie ein paarmal, ehe ich einschlief.

„Kleiner Prinz!"

„Klei — — ner — — Prinz . . . !"

Die Stunde der Versöhnung

Ein Geschehen am Abend von Karl Bahnmüller

Vom Bahnhof her drängte sich durch die abendlich beschwingte, schwirrende Menge ein älterer Herr, Doktor Mellen, der eben erst einem Zug entstiegen war. Mit Handtasche und gewickeltem Regenschirm kam er daher, dünn, leicht gebeugt, und das Gesicht unter dem schlappen Hut war wie aus bräunlichem, sehr zerknittertem Papier geschnitten. Auf der Nase ritt ihm ein Zwicker, den er jetzt, als er an einem Mietshaus hinaufstarrte, abnahm. Wie er noch die Nummer über dem Eingang mit jener, auf einen Briefumschlag gekritzelten, verglichen hatte, trat er zögernd ein.

Er stieg hinauf, er kam von einem Treppenfenster zum anderen, aus dem das Licht farbig gebrochen hereinfiel. Im dritten Stock ging der Läufer aus, der bisher seine Schritte gedämpft hatte, und nun knarrten die Stufen hohl. Schwer und schwer atmet er, und einmal mußte er sich am Geländer lehnen. Droben aber fand er eine Visitenkarte: „Ado Mellen." Da lächelte er und klingelte. Nach einer endlos hingezogenen Pause näherten sich Schritte. Die Tür ging auf und es hieß: „Ach, sieh mal einer an . . ."

„Ja, Ada", entgegnete Doktor Mellen, „ich bin es."

Er wurde eingelassen, und in ein Zimmer gelangte er, das ihm mißfiel. Alles darin war abgetreten wie die Teppiche, und von Bildern fremder Menschen waren die Wände voll. Ohne den Blick ganz zu erheben, sagte er: „So, hier wohnst du?"

„Ja, hier wohne ich", antwortete die Frau, und in ihrer Stimme machte sich ein trotziger Ton bemerkbar.

Mellen rieb sich die Hände. Zum Fenster trat er und blickte hinab auf die Straße, der die Laternen wie graue blütenlose Gewächse entsproßten. Hinter den Dächern stand aber ein wunderbarer türkisblauer Himmel.

„Schön ist das", meinte er mit einer weitausgreifenden Armbewegung, „so viel Himmel!"

Die Frau fragte jedoch: „Weshalb bis du denn eigentlich hergekommen, sag' mal?"

Mellen drehte sich schnell herum, und zum erstenmal sah er der Frau in die Augen. Forschend fand er sich selber angesehen.

„Ich wollte dich fragen, Ada, ob . . ."

„Nun?" — „Nun, ob du zurückkehren willst zu mir?"

Die Frau, groß und mit den Spuren einer Schönheit, die verwelkt war, lachte. Ihr Lachen war scharf, es schnitt.

„Warum nicht?" drängte Mellen.

„Und alles", wurde ihm entgegnet, „beginnt von neuem. Ich habe genug davon."

Der Mann, als wolle er das Vergangene zudecken, warf hastig ein: „Wir würden uns jetzt gewiß vertragen. Ein jedes von uns hat inzwischen viel gelernt. Wir sind geduldiger geworden, nachsichtiger."

„Meinst du? Von mir will ich das nicht sagen, ich habe nichts gelernt."

„Oh, doch, Ada, auch du. Wenn man allein ist . . ."

„Wer hat dir denn erzählt, daß ich allein sei?"

Er nahm wiederum seinen Zwicker ab und sah die Frau, die so redete, aus seinen wasserhellen, unsicheren Augen an: „Was sagst du denn da?"

„Du hast mich wohl verstanden."

Etwas, das den Mann zusammengehalten hatte, schien zu bersten, und, wie durch einen großen Druck getrieben, brach es heraus aus ihm: „Das geht doch nicht! Wie kannst du nur?"

„Siehst du, da ist es wieder, das alte: ‚Wie kannst du nur!' Damit, gerade damit hast du mich gequält. Aber ich kann, verstehst du? Ich kann sehr wohl."

Fast war es, als ducke er sich vor ihr, die ihm das Urteil gesprochen hatte. Fast knickte er zusammen, setzte sich, und hielt die Lider gesenkt. Nach einer langsam verrinnenden Weile, welche durchraunt war vom undeutlichen Lärm der Stadt, die den Abend feierte, meinte er nicht laut: „Ich hätte nicht gedacht . . . Vergebung, ich wollte nur sagen, daß ich in der besten Absicht hergekommen bin."

„Oh, gewiß."

Wiederum setzte eine stumme Pause ein. Der Lärm, den die Straße heraufschickte, schien unterdessen anzuschwellen.

„Nun muß ich ja wohl wieder gehen", sagte der Mann endlich, und dies war eine Feststellung, aber auch eine Frage, ergeben gestellt, doch sie blieb unbeantwortet. Statt dessen wurde er gefragt, wie lange er in der Stadt zu bleiben gedenke?

„Ich fahre mit dem Nachtzug."

„Mit dem Nachtzug?"

„Ja, denn länger zu bleiben, wäre ja zwecklos."

Draußen auf der langen Straße ergingen sich unzählige Menschen. Es war ein warmer Abend, und vom letzten, zarten Licht empfingen die Gesichter rötliche Tönungen. Alle schienen zu lächeln. Für ihn aber, der viel zu langsam vorwärts kam im Gewühl, streckten die Bäume ihre grünen Fingerspitzen umsonst aus, und er spürte nicht die laue, schmeichelnde Luft.

*

In der düsteren Bahnhofshalle blickte er zu den Lichtern hinaus, die den Reisenden Ferne verheißen. Plötzlich waren sie aber verdeckt. Jemand war dicht vor ihn getreten, und als er den Zwicker abgenommen hatte, glaubte er sich von einem Trugbild genarrt: Dies war ja Ada.

Er wich zurück und kam dann wieder näher. „Was ist denn, Ada, was ist denn?"

Sie schwieg, und man starrte sich gegenseitig in einer äußerst gespannten Aufmerksamkeit an. Da entdeckte der Mann, wie sich ihr Gesicht zu einem Weinen oder zu einem Lächeln lösen wollte. Ihm entfiel sein Zwicker. Er legte die Hand auf ihren Arm, und sie duldete diese Hand. So standen sie, von den Reisenden umrieselt, und keines fand das erste Wort. Der Nachtzug fuhr aber ein, die Menschen setzten sich in Bewegung, und von irgend jemanden gestoßen, zertrat Frau Ada den Zwicker, der da am Boden lag. Das splitternde Geräusch entging den beiden nicht.

„Dein Zwicker", sagt sie entsetzt.

Er aber, er sagte nur: „Was schadet denn das?"

Das, was sich angesammelt hatte in der Frau, wurde zu einem Lächeln, und er lächelte zurück.

„Du hast", hörte er sie erklären, „du hast inzwischen doch etwas gelernt."

„So?"

Sie nickte.

Wie selbstverständlich stiegen sie nun miteinander in den Zug, und ein Schaffner schlug die Tür hinter ihnen zu. Es ging den Lichtern entgegen.

Regentag im Park

Von CARL FÜRST

Der Himmel wölbt sich regengrau und schwer
über dem Park mit seinen alten Bäumen,
in deren Dunkel weiße Götter träumen
und in die Weite blicken wissend, hehr.

So feierlich ist's hier, ringsum kein Laut,
nur aus der Ferne Glockenklänge hallen
und tönen leise in das stete Fallen
des feuchten Nebels, der von Blättern taut.

Die Rosen stehen noch in üpp'ger Pracht,
doch da und dort zur Erde gleiten
die bunten Blütenblätter, und sie breiten
auf nassem Boden einen Teppich sacht.

Es ist als feierten ein stilles Fest
die Toten und die Götterwelt der Sage:
Erinnerung an heiter frohe Tage,
wovon der Park der letzte stolze Rest.

Dies nebenbei

Daß es, wenn auch glücklicherweise sehr selten, auch im Operationssaal „zerstreute Professoren" gibt, beweist eine Meldung aus Saloniki. Vor sechs Jahren hatte sich eine griechische Bäuerin einer Operation unterzogen, die scheinbar völlig glatt verlief. Wenigstens stellten sich bei der Frau bis vor wenigen Tagen keinerlei Beschwerden ein. Plötzlich aber wurde sie nun von furchtbaren Leibschmerzen geplagt, die sie zwangen, eine Klinik aufzusuchen. Nachdem man sich vergebens bemüht hatte, die Ursache der Schmerzen zu ergründen, machte man eine Röntgenaufnahme. Bei dieser Gelegenheit stellte man einen Fremdkörper in der Bauchhöhle der Patientin fest, der sich unzweifelhaft als eine — chirurgische Schere erwies. Volle sechs Jahre lang hatte die Frau, ohne etwas zu spüren, mit einer 15 Zentimeter langen Schere im Leibe gelebt, die bei der damaligen Operation „vergessen" worden war. Nun hat man den Störenfried entfernt und die Bäuerin ihrer Beschwerden enthoben.

*

Das Fischereibüro der Vereinigten Staaten in Washington veröffentlicht soeben seinen Jahresbericht für 1938 über die Fischwanderungen. Darin wird festgestellt, daß nach genauen Zählungen an der hohen Staumauer des Kolumbia-Flusses 1 174 134 Lachse die Treppen hinaufgestiegen seien, die man hier, um die Fische vor der Schleuse zu schützen, angebracht hat. Da man sich über den Erfolg des neuartigen Fischweges, der für den Lachsfang außerordentlich bedeutungsvoll ist, vergewissern wollte, ließ man durch eigene Angestellte des Fischereibüros an dem erwähnten Damm die Fische, die die Treppe benützen, zählen. Im September, der Hauptwanderungszeit, wurden am Tage über 20 000 große Lachse gezählt. Als es sich zeigte, daß die Fische die Treppen lieber am Tag als bei Nacht benutzen, wurden die Treppen für 8 Nachtstunden geschlossen, und die Fische stauten sich vor ihnen, bis sie des Morgens wieder geöffnet wurden.

*

Jeder Münchener weiß, daß ein scharfgesalzener „Radi" und gute Salzbretzel unentbehrlich sind, wenn der Kopf nach allzuvielen Maßen Bier zu rauchen beginnt. Die Aerzte haben nun auch wissenschaftlich die günstige Wirkung des Kochsalzes bei „Kater" erprobt. Bei jeder starken Flüssigkeitszufuhr erleidet der Körper durch Nieren- und Schweißabsonderung einen großen Kochsalzverlust. Bei nahezu verzweifelten Fällen von Alkoholvergiftung wurden mit dem Einspritzen einer Kochsalzlösung glänzende Erfolge erzielt. Der gewöhnliche „maßvolle" Trinker wird aber wohl mit einem „einfachen Salzhering auskommen können.

*

Einem der Chefs von Scotland Yard, der englischen Polizeizentrale, passierte vor wenigen Tagen ein höchst seltsames Mißgeschick, über das die „Bobbies" von ganz London schmunzeln. Der als strenger Vorgesetzter bekannte Herr hatte die Weisung getroffen, daß in Zukunft jeder Polizist, der eine Verhaftung vornehme, Handschellen bei sich tragen müsse, von denen ganz besonders Gebrauch zu machen sei, wenn es sich bei dem Verhafteten um ein Mitglied der Ira, der irischen Extremisten-Organisation, handle. Zu diesem Behuf veranstaltete der Chefinspektor des Abends vor einer Reihe von Beamten eine Demonstration, bei der er die neuesten, soeben als Probesendung von einer Fabrik eingetroffenen Handschellen vorführte. Als er gerade bei der Erklärung eines neuartigen Systems angelangt war, legte er sich selbst die Handschelle um, damit er ihren Mechanismus zeigen könne. Er ließ das automatische Schloß einschnappen und suchte dann in dem Karton nach dem Schlüssel, um es wieder zu öffnen. Aber die Fabrik hatte dieser Sendung unglückseligerweise den Schlüssel beizulegen vergessen, was der Chefinspektor, als er etwas voreilig das Schloß einschnappen ließ, nicht bemerkt hatte. Da man zu der vorgerückten Stunde die Fabrik nicht telefonisch erreichen konnte und auch kein Schlosser in der Lage war, die Handschellen wieder zu öffnen, mußte der Polizeigewaltige wohl oder übel gefesselt nach Hause gehen und sich mit Handschellen ins Bett legen. Erst am nächsten Morgen konnte man ihn aus dieser peinlichen Situation befreien.

*

Als er sein 24. Lebensjahr erreicht hatte, zog sich Mister Robert Kavanaugh in den Ruhestand zurück. Er hatte eine Erbschaft gemacht, die nach seiner Ansicht ausreichte, um ihm bis an sein Ende ein sorgenfreies Dasein zu gewähren. „Aelter als 70 Jahre werde ich auf keinen Fall", sagte Mr. Kavanaugh damals, „und solange wird mein Geld reichen, wenn ich bescheiden lebe". Diese Prophezeiung erfüllte sich jedoch nur teilweise. Zwar reichte die Erbschaft in der Tat bis zum 70. Geburtstag des Mr. Kavanaugh, wenn er auch in letzter Zeit sehr eingeschränkt leben mußte, aber vorläufig sieht es noch nicht so aus, als ob der rüstige und gesunde 70jährige am Ende seines Daseins angelangt sei. Dieser Rechenfehler hat ihn in die peinliche Situation gebracht, an der Schwelle des Greisenalters völlig mittellos dazustehen. Sein Rentnerdasein, das 46 Jahre lang dauerte, verschlang seine Ersparnisse bis auf den letzten Cent, so daß sich Mr. Kavanaugh nun gezwungen sieht, eine Stellung zu suchen. Das wird ihm, der mit 24 Jahren zum letzten Mal gearbeitet hat, freilich nicht leicht fallen, denn in den Vereinigten Staaten jagt seit Jahren eine Millionenarmee von jungen Leuten einer Beschäftigung nach.

Jo-Jo

Wie wird das Wetter?

Kleine Kulturgeschichte der Wettervoraussage — Wie der Hundertjährige Kalender entstand — Wer hat das Barometer erfunden?

Die Hagelkanone

Noch heute sieht man in vielen Weinbergen Oesterreichs kleine Schutzhütten mit mächtigen Blechtrichtern, durch die bei schweren Unwettern in die Luft geschossen wurde, um Hagelbildung zu verhindern. Das Verfahren wird heute kaum mehr angewendet, weil es von der Wissenschaft als erfolglos nachgewiesen worden ist

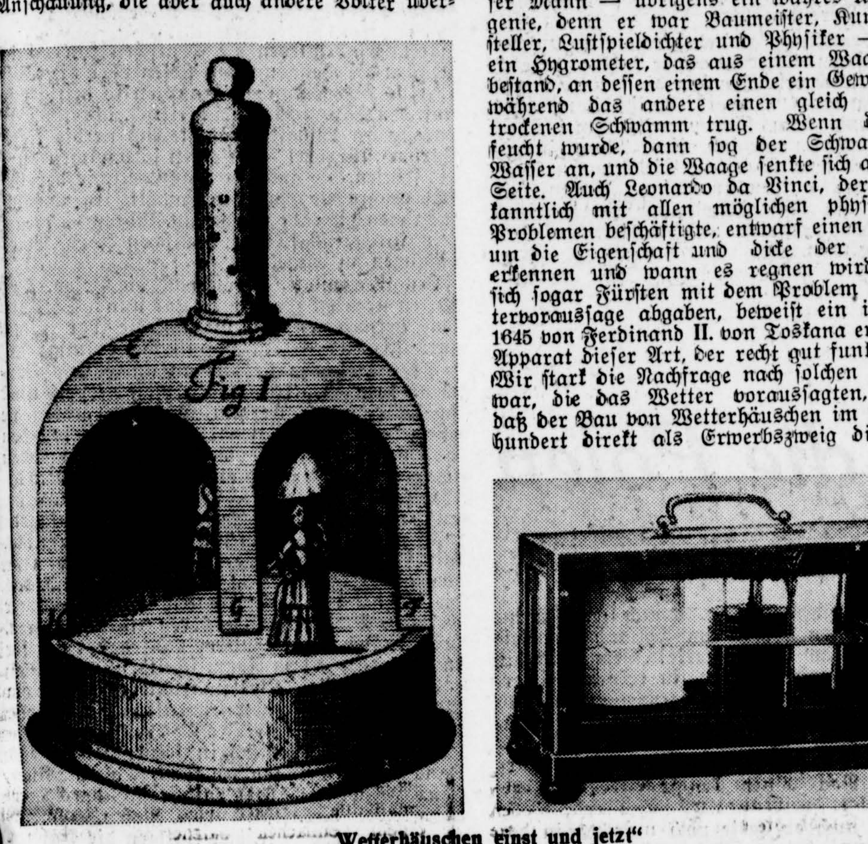
Wettervoraussagen gibt es schon seit langer Zeit — wir finden sie bereits im klassischen Altertum. In Athen z. B. wurden damals kalenderartige Zeitrechnungen, die gleichzeitig viele — allerdings recht unzuverlässige — Angaben über das zu erwartende Wetter enthielten, an Säulen öffentlich angeschlagen. Eine andere Art der „Wettervorhersage" gab es bei den Germanen: nach einer alten germanischen Anschauung, die aber auch andere Völker übernahmen, wurde nämlich in den „Zwölften", d. h. in den zwölf Tagen am Jahresschluß und zu Beginn des neuen Jahres das Wetter für die nächsten zwölf Monate entschieden. Dabei galten die einzelnen Tage als maßgebend für die entsprechenden 12 Monate.

Wie groß von jeher das Interesse an der Wettervoraussage gewesen ist, beweist die Tatsache, daß unmittelbar nach Erfindung der Buchdruckerkunst gleich zwei Bücher in deutscher Sprache über Wetter, Wetterzeichen und Voraussage erschienen. Es war dies „Das Wetterbüchlein" vom Jahre 1505 und „Die Bauernpraktik", die 1505 herauskam. Beide Schriften erlebten ungezählte Auflagen und wurden noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts viel gelesen. So war es kein Wunder, daß der Erfolg dieser beiden Bücher stark zur Nachahmung anregte. Im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erschienen nicht weniger als 140 verschiedene „Praktiken" oder „Prognostiken", wie sie auch genannt wurden. Außer der Bibel und dem Gebetbuch gab es kein Buch, das derartig viel gekauft wurde, wie diese Art von „Wetterbüchern", sie fehlten damals wohl in keinem Hause. Der Aberglaube spielte hierbei natürlich eine große Rolle, und verläßlich war ein solcher Kalender keineswegs. Zeitgenössische Dichter versuchten durch Spottgedichte das Publikum von seinem Glauben an diese recht unsicheren Wetterprophezeiungen zu heilen — es war völlig vergeblich.

Kein Kalender hat aber jemals einen solchen Erfolg zu verzeichnen, wie der berühmte „Hundertjährige Kalender", der ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes wurde und der noch heute — namentlich auf dem Lande — stark beachtet wird. Er stammt ursprünglich von Dr. Mauritius Knauer, der Abt des Klosters bei Kulmbach war. Er selbst ließ sein Buch nicht drucken, das tat erst im Jahre 1701 der thüringische Arzt Ch. von Hellwig. Heute existiert der „Hundertjährige Kalender" in der 200. Auflage! Im Gegensatz zu den natürlich sehr zuverlässigen Angaben dieses Kalenders stehen jene uralten Bauernregeln über das Wetter, deren Ursprung sich meistens gar nicht mehr feststellen läßt, weil sie seit Jahrhunderten bis heute unvermindert gebräuchlich waren. Sie sind auf Grund sorgfältiger Beobachtungen des Wetters entstanden und daher meistens durchaus zutreffend.

Vom Hygrometer und vom „Wetterhäuschen"

Bereits im 15. Jahrhundert hat man damit begonnen, das Wetter mit Hilfe von Apparaten zur erforschen. So findet sich in einer Bilderhandschrift in Karlsruhe (um 1410) ein Bild, das eine Burg zeigt, mit der knappen Unterschrift: „Von Aenderung des Wetters". Dieses Bild läßt sich in Verbindung mit Texten aus derselben Zeit erklären. Es stellt die Abbildung eines kleinen Wetterhäuschens dar, wie es heute in Gebirgsgegenden angefertigt wird. Das Haus zeigt zwei Oeffnungen; in der einen steht ein Engel für das gute Wetter, in der anderen der Teufel, der bei schlechtem Wetter, Gewitter usw. herauskommt. Der Mechanismus dieses Häuschens beruhte schon auf einem sogenannten Hygrometer zum Messen der Luftfeuchtigkeit, wie es später (1437) der Venezianer Leon Battista Alberti baute. Dieser Mann — übrigens ein wahres Universalgenie, denn er war Baumeister, Kunstschriftsteller, Lustspieldichter und Physiker — erfand ein Hygrometer, das aus einem Waagebalken bestand, an dessen einem Ende ein Gewicht hing, während das andere einen gleich schweren, trockenen Schwamm trug. Wenn die Luft feucht wurde, dann sog der Schwamm das Wasser an, und die Waage senkte sich auf dieser Seite. Auch Leonardo da Vinci, der sich bekanntlich mit allen möglichen physikalischen Problemen beschäftigte, entwarf einen Apparat, um die Eigenschaft und dicke der Luft zu erkennen und wann es regnen wird". Daß sich sogar Fürsten mit dem Problem der Wettervoraussage abgaben, beweist ein im Jahre 1645 von Ferdinand II. von Toskana erfundener Apparat dieser Art, der recht gut funktionierte. Wie stark die Nachfrage nach solchen Apparaten war, die das Wetter voraussagten, beweist, daß der Bau von Wetterhäuschen im 18. Jahrhundert direkt als Erwerbszweig diente.



„Wetterhäuschen einst und jetzt"

Links: Wetterhaus des zu seiner Zeit sehr berühmten Jakob Leupold aus dem Jahre 1726; **Rechts:** Moderner Barograph, der den Verlauf der Druckschwankungen selbsttätig aufschreibt

Wer hat das Barometer erfunden?

Die heutige Wettervorhersage verwendet ein Instrument, dessen Erfindung seinerzeit ungeheures Aufsehen erregte. Das Barometer dient bekanntlich zum Messen des Druckes der Luft. Schon Aristoteles besaß eine richtige Vorstellung vom Druck der Luft, aber diese Ueberlegungen wurden erst im Jahre 1643 durch Torricelli in Florenz ausgewertet, der die Wirkungen des Luftdruckes auf eine eingeschlossene Quecksilbersäule untersuchte. Er berichtet darüber seinem Freunde Viviani, der darauf im Jahre 1644 das erste gelungene Experiment machte. Drei Jahre später gelang jener denkwürdige Versuch, der den Ausgangspunkt der barometrischen Höhenmessung überhaupt bildete. Der französische Mathematiker Pascal ließ das Barometer auf dem Puy-de-Dôme ablesen und gleichzeitig ein zweites am Fuße des Berges. Der Stand der beiden Instrumente wurde verglichen, und das Ergebnis gestattete zum ersten Male einen Einblick in die Druckverteilung unserer Atmosphäre.

Der Name Barometer wurde zuerst 1662/63 von Robert Boyle gebraucht; er wurde aber nur sehr langsam volkstümlich. Am gebräuchlichsten war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die Bezeichnung „tubus Torricellianus" (Torricillische Röhre). Man ging dann bald zur Herstellung der Barometer für Privatzwecke über. So besaß Marie Antoinette ein großes, rundes Barometer in der Wandverkleidung eines ihrer Zimmer, das sich heute im Besitz des Kunstgewerbe-Museums in Berlin befindet. Neben dem Barometer ist auch heute noch vereinzelt ein einfaches Wetterglas im Gebrauch. An eine geschlossene Glasblase setzt sich unten seitwärts ein nach oben steigendes, langes Glasrohr an. Wenn die Glasblase mit Wasser angefüllt ist, so kann man Veränderungen im Luftdruck dadurch feststellen, daß das Wasser in der aufsteigenden Röhre entweder steigt oder fällt.

Etwas vom ‚Wettermachen' und ‚Wetterzauber'

Die Abhängigkeit des Menschen vom Wetter hat natürlich zu allen Zeiten den Wunsch hervorgerufen, drohende Unwetter zu verhüten oder Regen herbeizuführen. Auch heute noch finden wir bei primitiven Völkern zahlreiche Gebräuche, die Einfluß auf die Witterung haben sollen. So droht man bei einigen brasilianischen Stämmen dem Himmel mit einer Stachelrute, während man bei den Südslawen mit Gewehren in die Hagelwolken schießt. In manchen Gegenden werden auch die ländlichen Schneide- und Hauwerkzeuge ins Freie gebracht, „damit sich die Hexen verwunden". Im Mittelalter glaubte man ganz allgemein, daß die Hexen die Unwetter verursachen — zahlreiche Hexenprozesse sind auf Grund dieses Aberglaubens geführt worden. Besondere Zauberwedel werden noch heute bei afrikanischen Negerstämmen zum „Wegscheuchen" des Gewitters angewendet, andere Stämme wieder lassen ihren König einen Pfeil gegen den Himmel abschießen, wobei eine Musikkapelle großen Lärm vollführt. Um Regen heranzulocken, kennt der Aberglauben zahlreiche Arten von Regenzauber, der schon den Griechen und Römern bekannt waren und selbst unter der christlichen Bevölkerung von heute noch gelegentlich in Erscheinung treten. In China wiederum werden kleine Krüge aus dem Drachenquell bei Kanton mit Wasser gefüllt, der Inhalt wird dann von Kindern als „Regensaat" auf die Felder ausgesprengt. Andere Völker suchen den Regen dadurch herbeizuführen, daß sie Wasser umrühren, wobei das regenähnliche Geräusch die Wolken zum Regnen verlocken soll.

So lassen sich unzählige Beispiele dafür anführen, wie der Mensch immer wieder versucht, das Wetter nach seinem Wunsche zu regeln.

Dr. W. Holtner

Regenzauber in Afrika

„Regenschirm" aus Kokosnußblättern, in dem der Regenzauber verborgen ist. Der obere Teil des Schirmes wird schwarz gemacht, um die Wolke vorzustellen, an der Spitze werden junge Kokosnußblätter aufgehängt, um die fallenden Regentropfen anzudeuten

„Vor wahrer Erkenntnis des Wetters"

Titelbild eines der verbreitetsten „Wetterbücher" aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts

Fotos: Wissenschl. Nachr.-Zentrale

Du deutsches Danzig!

Von Rudolf Herzog

Durch die Jahrhunderte hindurch bildete die alte Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Pommerellen (Kleinpommern) des Kassubenlandes, das heiß umstrittene Pfand zwischen den Deutschen und den Polen. In grauen Tagen von einem slawischen Stamm unweit der Mündung der Weichsel in die Ostsee gegründet, warf Danzig schon im 13. Jahrhundert das slawische Kleid der Altstadt ab und erbaute unter dem starken Schirm und Schutz des Deutschen Ritterordens die neue deutsche Rechtstadt, wurde ein hervorragendes Mitglied der Hansa und schwang sich bald durch seine Handelsflotte und seine Kriegsflotte zum königlichen Kaufmann des Nordens auf. Bei der zweiten Teilung Polens kam die Stadt 1793 an Preußen? wurde nach dem Tilsiter Frieden aber von Napoleon als Freistaat erklärt. Napoleons Marschall Lefebvre war es, der die vom preußischen General Kalckreuth bis auf die letzte Patrone verteidigte Festung nahm und von Stund an als Herzog von Danzig in die hohe bonapartische Aristokratie eingereiht wurde. Die Befreiungskriege 1813/14 brachten Danzig an Preußen zurück, der Handel nahm einen neuen gewaltigen Aufschwung, riesige Werften wurden angelegt, die Industrie erlebte ihre erste, reiche Blüte, und der Weltkrieg kam. Er endete mit der schlechten Abschlußnote von Versailles, die noch einmal das heiß umstrittene Pfand zwischen Deutschen und Polen zur Freien Stadt erklärte. Von der neuen polnischen Macht bis zur Erdrückung umklammert, harrte die deutsche Stadt seitdem heldenhaft aus.

Wer die Stadt durchwandert, weiß, daß er durch deutsche, durch altdeutsche Gassen wandert, über deutsche, über altdeutsche Plätze. Mit deutschen Angesichtern schauen uns die Häuser an, die aus allen Jahrhunderten stehenblieben und uns just in der fernen Ostseestadt die gesamte Entwicklung deutscher Baukultur offenbaren. Ein Gang durch die Hauptzeile der Stadt, die Langegasse, die sich nach der breit in die Weichsel mündenden Mottlau hin bis zum Langemarkt weitet: und gotische Backsteingiebel reihen sich schmal und spitz an die hohen Giebel deutscher Renaissance, an die Schmuckfronten des Barock, das aus den süddeutschen Handelsstätten nach dem Norden geholt wurde. Das Rathaus am Langemarkt, ein Meisterstück der Gotik des 14. Jahrhunderts, mit hohem Zierturm und Spitzenbogen, erfuhr späterhin Umbauten und Renaissancezutaten, darf aber im Außen- und Innenschmuck als eins der schönsten auf deutscher Erde gelten. Der Augsburger Neptunsbrunnen zeigt Danzigs enge Verbindung mit den Handelshauptstädten des deutschen Südens an, und der Artushof, auch Junkerhof genannt, da die Kaufherren Danzigs im Mittelalter die Junker geheißen wurden, erhebt am Langemarkt auf vier granitenen Säulen seine mächtige Halle und zeugt für die Macht und den Reichtum deutscher Kaufmannschaft des Grenzlandes, die hier nach erfolgreicher Tätigkeit ihre Banketts zu feiern pflegte.

Aus jener Zeit, da das mächtige und reiche Danzig sich seine eigenen Kaperschiffe halten konnte, um den Piraten der See ihren Raub aus aller Herren Länder wegzunehmen, stammt das Kleinod der Hauptkirche der Stadt, die Marienkirche, deren Backsteinhallenbau mit hohem, abgestumpftem Turm und zehn zierlicheren Giebeltürmchen als Wahrzeichen Danzigs hinausblickt bis weit über die See. Es ist Meister Memlings wunderbares Gemälde „Das Jüngste Gericht", das der zu Mömmlingen bei Mainz geborene und in Brügge zum Maler gewordene für einen Besteller im Lande Italien wohl 1470 geschaffen hatte, das jedoch auf seiner Seereise von Vitalienbrüdern mit anderer Beute genommen und diesen wiederum von einem Danziger Kaperkapitän abgejagt wurde. So verblieb es in deutschem Besitz. Es werden an zwanzig Kirchen sein, die in Danzig der Schar der Gläubigen winken, und ihre älteste, die bis ins 12. Jahrhundert blickende Katharinenkirche, läßt beseligend ihr Glockenspiel erklingen.

Eine Gasse aber lockt hinter der Marienkirche, die noch einmal das mittelalterliche Danzig in all seinem baulichen Schönheitsreiz auferstehen läßt, die Frauengasse. Wir durchwandern sie sehnsüchtigen Auges, wandern weiter, die Mottlau entlang, begrüßen die Schiffer auf der Langen Brücke und stehen vor dem schönsten der Danziger Tore, dem Krantor, das sein Alter nicht kennt, nur sein Wiederherstellungsjahr. Auf Schritt und Tritt Brükken, Tore, malerische Fluß- und Hafenwinkel, und wieder ein Flüßlein, die Radaune, der Grenzfluß zwischen Rechtstadt und Altstadt, deren Wasser die berühmte alte Mühle Danzigs treibt, und neue farbige, stimmunggesättigte Tor- und Brücken- und Gassenwinkel.

O du deutsches Danzig, wie ich dich liebe!

Aus dem Nordtor der Stadt, dem Olivaer Tor, schreiten wir hinaus, weiter und weiter, so weit uns der Lindenweg geleitet, und in der hellen Vorstadt Langfuhr ruft uns die Technische Hochschule deutschen Gruß entgegen, und rechts ab an der Weichsel fällt die ehemals Kaiserliche Werft, einen Steinwurf weiter die Schichauwerft mit Hammerschlag und stählernem Sang in den Gruß der deutschen Arbeit ein, die das stärkste Hoffnungslied der Deutschen von jeher in diesen hartumkämpften Bereichen war.

Das Dampfboot gleitet heran, und an den festen Plätzen Weichselmünde und Neufahrwasser vorüber erreichen wir die freie See und am Seegestade Zoppots weißschimmernden Dünenstrand, vom blauenden Himmel überwölbt, und wenn wir ins offene Meer hinaussteuern und fern über den Niederungen Danzigs Türme auftauchen sehen, dürfen wir träumen: am Ostseestrand läge ein deutsches Dornröschen verstrickt und wartete auf den Märchenprinzen.

Deutschlands Adler

Von Heinrich Anacker

Der Adler ist uns mehr als Wappentier:
Hoch uns zu Häupten ziehn nach Adlerweise
Die jungen Flieger ihre kühnen Kreise,
Und sichern scharf ihr weites Jagdrevier.

Hinbrausen sie, Richthofens Ruhm zum Preise,
Der einst des grauen Heeres stolze Zier,
Und ringen glühend, daß an ihnen hier
Sich Immelmanns und Bölkes Geist erweise.

Im Sonnenschein die Kampfgeschwader funkeln,
Ihr Adleranblick ist so unerhört,
Daß haßerfüllte Feinde ängstlich munkeln.

Uns ist's nur recht, wenn eine Welt es hört:
Sie sind bereit, die Sonne zu verdunkeln,
Wenn Einer frevelnd Deutschlands Frieden stört!

Barbarossa siegt über die Polen

Ein Kaiserbrief aus dem Jahre 1157

Thronstreit und Bürgerkrieg in Polen! — Das war gewiß nichts Neues, nur daß diesmal von all den Wirren auch Deutschland betroffen wurde. Denn Wladislaus, der Schlesierherzog, ein Freund des Reiches und seiner hohen Kultur, dazu des staufischen Kaisers Konrad III. Schwager — er hatte flüchten müssen vor Boleslaw und den anderen Brüdern, flüchten ins Reich, das ihm willig Gastlichkeit bot. Hier wartete er mit Agnes, seiner Gattin, und seinen jungen Söhnen auf bessere Zeiten.

Vergeblich hatte Konrad seine Reiter aufgeboten, dem Schwager zu helfen. Wie alles, was dieser Staufer versuchte, ihm erfolglos unter den Händen zerrann, so auch sein Mühen, den kaiserlichen Willen im Ostland durchzusetzen. Boleslaw triumphierte! Dem Reich die schuldigen Abgaben zahlen, in reinem Silber, als Bekundung der Lehenstreue — Boleslaw dachte nicht daran! Er blieb den Zins schuldig, Jahr um Jahr, und mehr noch, er, des Reiches Vasall, mischte sich feindlich in die nordmärkischen Händel ein. Da bestieg Barbarossa den Thron.

Freilich, auch er hatte noch manches in der Welt zu tun. Einer seiner ersten Züge galt Italien. Doch dann — dann wurde nicht gewartet. Der Osten rief ihn, den Herrn. Nicht ungestraft sollte des Reiches Recht und Ehre von dem abtrünnigen Polenherzog gekränkt werden! So ordnete er die Kriegsfahrt über die Oder. Das war zur Sommersonnwend 1157.

In Goslar weilte er zum Hoftag. Dort stießen Albrecht der Bär zu ihm, Markgraf von Brandenburg, und Wichmann, der streitbare Erzbischof von Magdeburg. Es war für beide Herren ein Jahr des Sieges gewesen. Sie hatten in Brandenburg und Jüterbog Wenden und Polen gezüchtigt, sie hatten Verrat mit dem Schwert vergolten und die deutschen Fahnen im wiedergewonnenen Lande gehißt. Jetzt konnten sie ihrem Kaiser berichten, was sie vom Nachbarn drüben, jenseits des Stromes, wußten. — Sie hielten nicht viel von ihm ...

Treffpunkt des Heeres war Halle. Dort kamen die sächsischen und thüringischen Herren zusammen: Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Dietrich von der Lausitz, Landgraf Ludwig von Thüringen, auch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, viele mit ihren Söhnen oder Brüdern, alle mit der ritterlichen Gefolgschaft, dazu Grafen und Lehensmannen, und nicht zuletzt die geistlichen Fürsten mit ihrem Aufgebot, die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen, die Bischöfe von Bamberg, Verden, Merseburg, Meißen, Würzburg, Hildesheim, der Fuldaer Abt, andere Aebte und Prälaten — ein stattliches reisiges Heer, mit blanken Waffen und gutem Mute, gewillt, den Friedensstörern und Rechtsbrechern des Ostens die Antwort zu geben, die diese verstanden.

Die Polen hörten von der drohenden Gefahr, und so großsprecherisch sie auch waren — jetzt hätten sie etwas darum gegeben, das Unheil zu vermeiden. Allerdings nur etwas, nicht viel. Sie schickten eine Abordnung nach Halle, mit ein paar dürftigen Anerbietungen, vielleicht einigen belanglosen Versprechungen, die sie dann doch nicht zu halten gedachten.

Barbarossa lehnte ab. Der Heereszug setzte sich in Bewegung, am 4. August. Rasch geht es zur Oder — sie ist das erste große Hindernis. Die Polen haben Bäume gefällt, Verhaue und Wegsperren angelegt, doch zum Kampf lassen sie es nicht kommen, sie vertrauen auf die Natur des Landes und auf die Breite des Raumes. Der Kaiser soll mürbe gemacht werden durch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, soll müde werden — ach, sie kennen ihn nicht, den Herrn des Reiches, dem keiner auf die Dauer trotzen kann!

In einem uns durch Abt Wibald von Stablo und Corvey überlieferten Brief, den Barbarossa an diesen Diplomaten unmittelbar nach den Ereignissen schrieb, erleben wir die spannenden Einzelheiten des Zuges. Wir sehen die Krieger am Strom; er ist reißend und tief, keine Furt führt hinüber, jeder Zugang ist durch Verhaue gesperrt. Drüben, am anderen Ufer, wartet das polnische Heer, durch Hilfsvölker aus Preußen und den benachbarten Slavenländern verstärkt. Was werden die Deutschen tun? Laut schallen die Hohnrufe der Polen über die Oder.

„Alle Kriegsmannen brannten so heftig darauf, den Strom zu überschreiten", schreibt Barbarossa an Wibald, „daß sie sich in die tiefen Strudel stürzten!" Die einen schwammen durch die Fluten, die anderen benutzten, wie der Geschichtsschreiber Rahewin erzählt, irgendwelche sich ihnen bietende Dinge als Fähren — es gab kein Hindernis für den deutschen Zorn, Beleidigungen zu vergelten.

Ein grenzenloser Schreck packt die Polen. Das hatten sie nicht erwartet! Was nun? Sich diesen Verwegenen auszusetzen, die vor nichts zurückwichen? — Rückzug ist die Losung!

Schnell zünden sie Glogau an, ebenso Beuthen. Den Deutschen sollen diese Festen nicht zu Stützpunkten werden. Dann verheeren sie alles Land rings herum. Der Raum soll den Polen helfen; am Raum sollen die Deutschen scheitern. Wird ihr Plan gelingen; werden die Deutschen nicht aus Mangel an Verpflegung, aus Hunger den ganzen Feldzug aufgeben müssen? Die Polen kennen Barbarossa nicht. Die Böhmen und Mährer sind bei Glogau zu ihm gestoßen. Nun geht es über das Land, das die Gegner kampflos räumten. Weiter, immer weiter. Die Polen zerstören ihre Burgen, brennen die Dörfer nieder. Wird der Kaiser im Kampf mit dem Raum scheitern?

Sie irren sich. Wohl marschiert Barbarossa bis Breslau, dann aber schwenkt er nordwärts, auf Posen.

Boleslaw wendet sich in seiner Angst, das Land zu verlieren, an den Kaiser, an die Fürsten. Inzwischen hat Barbarossa das Dorf Krzyskowo, nordwestlich von Posen, erreicht. Hier lagert das Heer, hier flattern die Fahnen über den Zelten, die siegreichen Fahnen der deutschen Herren. Da naht waffenlos, das bloße Schwert vor sich her streckend, barfuß im Büßergewande, Herzog Boleslaw dem kaiserlichen Zelt. Auf einem Thronsessel sitzt Friedrich I. Um ihn scharen sich die Fürsten; auf ihre Fürbitte nimmt er die Unterwerfung Boleslaws an und diktiert die Bedingungen, die der Herzog beschwört. Abt Wibald erfährt dies alles aus dem Brief Barbarossas.

„Zuerst schwor Boleslaw für sich und alle Polen, er habe seinen Bruder Wladislaw nicht verjagt, um das Römische Reich zu beleidigen. Dann versprach er uns 2000, den Fürsten 1000, unserer Gemahlin aber 20 Mark (die damalige Mark bezeichnet ein Gewicht von etwa einem halben Pfund) Gold, dazu dem kaiserlichen Hof, vor dem er nicht erschienen war, als Buße 200 Mark Silber. Er gelobte Teilnahme am kommenden Italienzuge und versprach, zu Weihnachten in Magdeburg sich zum Hoftag zu stellen, um den Streit mit seinem Bruder auszugleichen. Dann leistete er den Treueid und stellte seinen Bruder Kasimir und andere Große seines Landes als Geiseln für die Erfüllung seiner Zusagen. Wir aber kehrten unter Gottes Geleit ruhmreich in die Heimat zurück."

Bei Posen also war es, wo der abtrünnige Polenherzog sich unterwarf und dem Deutschen Kaiser den Huldigungseid leistete. Schon während Boleslaw schwor, dachte er an den neuen Abfall. Es galt ihm, Zeit zu gewinnen. Wenn nur erst die Deutschen aus dem Lande wären.

Die Geiseln stellte er, aber weder nach Italien kam er, noch nach Magdeburg. Barbarossa hatte an Dringenderes als an neue Bestrafung zu denken: er kämpfte um die Kaisergewalt im Mittelmeerraum. Doch er behielt Polen im Auge, während seine Fürsten, die Welfen und Askanier, die Angelegenheiten des Ostens regelten. Mehr und mehr wurde Polen vom Meer abgeriegelt, es verlor die Hoffnung auf Pommern, es verlor auch Schlesien. Hier wurden nach des vertriebenen Wladislaus Tode (er starb 1163 und liegt im sächsischen Kloster Pegau begraben) dessen Söhne, die völlig deutsche Ritter geworden waren, belehnt. Sie und ihre Nachfolger vollendeten die Eindeutschung dieses altgermanischen Landes. Boleslaw schloß endlich Frieden mit dem Kaiser, unterwarf sich von neuem und zahlte den schuldigen Tribut.

Mit Recht nennt Deutschlands größter Historiker, Leopold v. Ranke, den polnischen Feldzug Barbarossas seine wirksamste Heerfahrt. Was er in Italien erreicht hat, war von nur zeitlicher Bedeutung — es ging bald wieder dahin. Südlich der Alpen war der Kampf gegen den Raum aussichtslos. Aber im Osten war der Raum zu bezwingen, und hierher ging auch der deutsche Bauer, der Siedler. Wie schnell ist Schlesien, ist Pommern eingedeutscht worden. Auch Polen selbst war nahe daran. Es rief die Deutschen als Kulturträger jahrhundertelang ins Land. Wäre des Reiches Macht nicht an Italien, ans Mittelmeer, an Palästina gebunden worden — der ganze Osten hätte sich unserem Volkstum erschlossen.

Dr. Franz Lüdtke

Berühmte Söhne Danzigs

Helden, Maler, Dichter, Weltreisende ...

In den Jahrhunderten der Danziger Geschichte gaben große Männer Beispiele der Treue und der Verbundenheit mit dem deutschen Geist. Seit den Ordenszeiten war Danzig ein deutsches Bollwerk im Osten; Kampf und Kriegsnöte, geistiges Ringen und zähe Selbstbehauptung waren sein Grenzlandschicksal.

Aus der Zeit der Hansa leuchtet die Heldengestalt des tapferen Danziger Kapitäns Paul Beneke auf. In vierjährigem Seekrieg kämpfte die Hansa unter Danzigs Führung gegen die englische Seevorherrschaft. 1472 segelte Beneke zuerst mit einem großen Kriegsschiff aus. 1473 besiegte er Englands Stolz, die Fregatte „S. Thomas" und brachte als kostbarste Beute Hans Memlings „Jüngstes Gericht" heim, das heute im Danziger Dom prangt. Weit über alle Meere erklang die Kunde von Benekes Taten: wie er den Lord-Mayor von England gefangen nahm, wie er sich unter seinen Schiffsleuten, argem Gesindel und zügellosen Söldnern, Respekt zu verschaffen wußte und sie zu braven Seeleuten erzog. Ihm verdankte Danzig für ein ganzes Jahrhundert seine Vormachtsstellung auf der Ostsee.

Im Jahre 1577 belagerte das Heer des polnischen Königs Stephan Danzig. Die Danziger fochten mit Heldenmut gegen die ungeheure Uebermacht. Der Hauptmann der Landsknechte Klaus von Ungern erwarb sich unsterbliche Verdienste in diesem Ringen. Schon feierten die Polen ein Siegesfest vor der Weichselmünde. Aber in der Nacht fuhr der tapfere Hauptmann mit 1000 Mann auf fünfzig Kähnen die Weichsel herab, überfiel das Lager des siegestrunkenen Feindes und vernichtete die Hauptmacht der Polen. Und bei der Belagerung von Weichselmünde ließ der Kommandant des „festen Hauses", Hauptmann von Schweinitz, dem König auf die Forderung, sich zu ergeben, nur sagen, „wolle der König herein, so müsse er anklopfen und die Türen einschießen, der Schlüssel sei verloren". Nach blutigem Ringen zogen die Polen entmutigt ab.

Reich an Künstlern und Dichtern war diese Stadt! 1726 wurde hier Daniel Chodowiecki geboren, jener Maler, der unzählige deutsche Bücher (Goethe, Schiller, Bürger, Shakespeare, Kinderschriften) illustrierte und mit seinen Bildern vom „Alten Fritz" der zeitgenössische Maler des friderizianischen Preußen wurde. Unvergessen wie er und bis an sein Lebensende von freundlichen Erinnerungen an seine Vaterstadt erfüllt, vertrat der Malerdichter Robert Reinick die heitere, gemütvolle Seite ostdeutschen Geistes. Seine Wander- und Kinderlieder sind deutsches Volksgut geworden.

Immer war die alte Stadt mit ihren „dunklen Giebeln, hohen Fenstern, Türmen tief aus Nebeln" für die Dichter Künderin deutscher Vergangenheit. Hier, in seinem Landhaus Silberhammer bei Langfuhr, dichtete Eichendorff seinen „Taugenichts", hier schufen E. Th. A. Hoffmann und Richard Dehmel in reifen Jahren ihres Lebens — hier stand die Wiege einer neuen, der Nation und der Volksseele zugewandten Dichtung, die Dichterschule des deutschen Ostens, geführt von dem „Herzog deutscher Saiten" Martin Opitz.

Neben Männer der Wissenschaft wie Daniel Fahrenheit und der Bierbrauer und Astronom Johannes Hevelius gehören zwei Weltreisende zu den berühmten Danzigern. Das nahe Meer lockte sie zu den Wundern der weiten Welt und ließ sie zu großen Entdeckern und Pionieren der modernen Erdkunde werden. Um 1700 wandert der Danziger Philipp Clüver durch Deutschland, Italien und Sizilien und schreibt alles, was er beobachtet und erlebt hat, nieder. Seine „Germania antiqua", „Italia antiqua" sind grundlegende Werke der historischen Geographie. Drang nach Arbeit und Fernwirkung, wie er einst die königlichen Kaufleute Danzigs erfüllte, gelang in diesen Weltreisenden zu neuer Entfaltung. Georg Forster ist der zweite. Aus Nassenhuben bei Danzig stammt er, als Knabe begleitet er schon seinen Vater, der Cooks Weltumseglung mitgemacht hat. Auch der Sohn durchreist Deutschland und schreibt Bücher über deutsches Land und Volk. Sein bestes aber widmet er dem Großen König: „Diese Reisebeschreibung", so schreibt er, „ist die Arbeit eines Deutschen, der stolz auf sein Vaterland ist und den Augenblick segnet, der ihm gestattet, den Monarchen zu bewundern, dem dies Vaterland seinen jetzigen Geist zu verdanken hat ..."

„Im Kampf sollst du dein Recht behaupten!" — diese Maxime Arthur Schopenhauers, des größten Sohnes Danzigs, steht über Geschichte und Schicksal Danzigs.

O. G. Foerster

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

8. Fortsetzung

„Also hören Sie, Herr Doktor Perfall. Der Herr Staatsanwalt und ich bewundern die Energie und Zähigkeit, die Sie für die Verteidigung Ihres Mandanten aufwenden. Wie Sie wissen, liegt bis jetzt kein Geständnis des Angeklagten vor, das ist sehr bedauerlich. Ich meine nicht für das Gericht, sondern für den Angeklagten."

„Mein Mandant ist an dem Mord unschuldig", sagte Dr. Perfall.

„Gerade deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen. Wir haben neue Zeugen, die bestätigen, daß kurz, nachdem der Mord geschehen war, jemand aus der Villa kam und mit einer Taxe zur Stadt fuhr."

„Um Gottes willen —!" entfuhr es Perfall, „ist — ist das möglich?"

„Ich verstehe Ihr Erstaunen durchaus. Auch uns ist es nicht anders ergangen. Ein Kellner und ein Kindermädchen waren Zeugen, als nach einhalb zwei Uhr früh ein jüngerer Mensch vor das Parkgitter kam und ein leeres Taxi benutzte. Den Chauffeur haben wir bereits ermittelt. Er bestätigt, daß er angehalten wurde und einen Herrn in die Nähe des Anhalter Bahnhofs gefahren hatte."

„Die drei Zeugen haben den Mann tatsächlich gesehen?"

„Ja. Jedenfalls können sie ihn beschreiben und würden ihn wiedererkennen."

Perfall zuckte nicht mit der Wimper. Aber lähmendes Entsetzen erfüllte ihn. Willfarth fuhr fort: „Also es ist klar, daß Ihr Mandant Ihnen nicht alles erzählt hat. Er muß Gründe haben, seinen Mittäter zu verschweigen. Wir vermuten, daß aber gerade dieser Unbekannte die wichtigste Persönlichkeit des ganzen Prozesses ist. Jedenfalls bitte ich Sie, nochmals mit dem Angeklagten aufs eindringlichste zu sprechen und ihn zu einem Geständnis zu bewegen. Wir müssen unbedingt herausbekommen, wer der Mann ist, der nachts aus dem Park kam."

„Ich — ich werde mein möglichstes tun, seien Sie versichert, Herr Untersuchungsrichter", sagte Perfall mit leiser Stimme.

„Davon sind wir überzeugt, mein lieber Herr Rechtsanwalt. Aber uns liegt vor allem daran, Spuren aufzudecken, die zur Feststellung des Mannes führen, der sich für die Aufzeichnungen des Geheimrats interessierte. Ich bitte Sie, alles zu unternehmen, damit Ihr Mandant uns den mysteriösen Unbekannten verrät. Ich werde den Angeklagten vor Ihnen den Zeugen gegenüberstellen."

Dr. Willfarth erhob sich. „Ich hab' für übermorgen das Verhör angesetzt." Er reichte ihm die Hand.

Perfall verbeugte sich höflich und drückte Willfarths Hand. — — —

Das war das Ende! Also war alles umsonst gewesen.

Die drei Zeugen würden bestätigen, daß jemand nach eineinhalb Uhr früh aus dem Park der Villa kam. Er, Perfall, würde das Wort ergreifen müssen, um zu widersprechen; die Zeugen würden ihn erkennen und ihn übereinstimmend als den nächtlichen Unbekannten bezeichnen. Sollte er leugnen? Nein. Jetzt mußte er die Wahrheit bekennen. Es wäre verächtlich gewesen, sich jetzt noch retten zu wollen und einen Unschuldigen büßen zu lassen. Uebrigens würde es infolge der übereinstimmenden Zeugenaussagen gar nichts nützen. Nein. Das Schicksal hatte seinen Untergang beschlossen.

Der Brief des Gerichts, der ihn zu der Gegenüberstellung des Angeklagten mit den neuen Zeugen bestellte, gelangte nachmittags in seine Hände. Nachdem er den ersten, furchtbaren Schreck überwunden, überkam ihn eine eigentümliche Ruhe. Jetzt, wo er das Spiel endgültig verloren hatte, wich alle Erregung und Angst von ihm. Das Ende war da. Gut. Er hatte durchgehalten, hatte gekämpft, um einen Verbrecher zu vernichten und einen Schuldlosen zu befreien, und er hatte verloren. Nunmehr blieb ihm keine Wahl mehr, als Ethels Name von Schande zu bewahren und seinem Leben ein Ende zu machen. Noch in dieser Nacht.

Er bestellte sich einen Imbiß und schloß sich in sein Zimmer ein. Dann ging er umher, um zu überlegen, wie er die furchtbare Tragödie zu einem Abschluß bringen könne. Langsam entstand in ihm der Text für ein schriftliches Geständnis. Mit schmerzlicher Erkenntnis sah er, daß er nicht nur seine Tat gestehen, sondern auch alle Schuld Ethels auf sich nehmen müßte. Eine letzte große Lüge war nötig, um sie vor Nachforschungen zu schützen.

Als der Lärm der Straße nachließ, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb an den Staatsanwalt Dr. Hagner einen Brief, in welchem er sich des Mordes an Ethel Weber bezichtigte und als Grund der furchtbaren Tat leidenschaftliche Eifersucht angab. Er schilderte in ausführlicher Weise den Hergang und lenkte zum Schluß die Aufmerksamkeit des Gerichts auf den Verbrecher Craven.

Der Angeklagte war gerettet.

Er verschloß den Brief und schrieb die Adresse des Staatsanwalts auf den Umschlag. Dann stand er auf, holte tief Atem und reckte sich wie jemand, dem eine Last abgenommen wurde.

Aus seinem Nachttischchen nahm er Ethels Revolver und setzte sich in den bequemen Lehnstuhl vor den Tisch in der Mitte des Zimmers. Um ihn war bereits nächtliche Stille. Er lehnte sich zurück. Seine Finger spielten mit der Waffe. Er war vollkommen ruhig. Dann hob er die Mündung. Er fühlte das kalte Eisen an der Schläfe — —

War es nicht feige, sich fern vom Schauplatz zu töten? Hier in der Geborgenheit des stillen Zimmers aus dem Leben zu gehen? Sich förmlich wegzustehlen? Wäre es nicht ehrlicher, den Dingen die Stirn zu bieten, ihnen standzuhalten und erst nachher zur Waffe zu greifen? Sah es nicht aus, als ob er sich fürchtete? Der Gedanke war ihm unerträglich, daß ein Schatten von Feigheit auf ihn fallen könnte. Er hatte nichts Schändliches getan. Er war kein Verbrecher, er wollte vor Gericht erscheinen! Wegbleiben kam ihm jetzt wie eine Flucht vor. Von den Zeugen erkannt, würde er ruhig ihre Feststellung bestätigen und sich zur Tat bekennen. Und dann, unmittelbar nach seinem Geständnis, würde er sich vor den Augen des Richters und der Zeugen erschießen.

Das Zeugenverhör fand am übernächsten Morgen gegen 9 Uhr statt. Perfall war pünktlich erschienen. Er war durch den Gerichtskorridor gegangen, gewärtig, den vorgeladenen Zeugen an der Tür des Gerichtszimmers zu begegnen, aber es war noch niemand da. Ohne Aufregung betrat er den Raum, begrüßte den Untersuchungsrichter und nahm am Verteidigertische Platz. Der Angeklagte Bernhard wurde von zwei Beamten hereingeführt, der Gerichtsschreiber saß an der Schreibmaschine, und Dr. Willfarth eröffnete die Verhandlung.

„Angeklagter Bernhard, Sie haben bisher behauptet, allein im Zimmer der Ermordeten gewesen zu sein, bis Sie von Herrn Craven festgenommen wurden."

„Jawohl."

„Sie kamen also von der Parkseite her über die Terrasse ins Arbeitszimmer?"

„Jawohl."

„Der Mord geschah genau um die Zeit, als Sie gegen eineinhalb Uhr früh durch die Vorhänge ins Arbeitszimmer blickten. Bisher leugneten Sie hartnäckig, den Mord verübt zu haben. Nun also, wenn Sie den Mord nicht verübt haben, dann muß ihn jemand anders begangen haben, der um die gleiche Zeit im Zimmer war. Denn die ärztlichen Sachverständigen haben die Zeit der Ermordung genau festgestellt. Sie selbst geben ja zu, daß es eineinhalb Uhr früh war, als Sie das Zimmer betraten."

„Jawohl."

„Also dann muß noch jemand da gewesen sein, der die Tat beging. Ein anderer. Warum wollen Sie den Betreffenden nicht verraten?"

„Weil niemand da war."

„Solange Sie uns nicht mitteilen, wer mit Ihnen im Bunde war oder mit wem Sie zur Zeit der Ermordung gesprochen haben, solange bleiben Sie für mich der alleinige Täter. Ich verstehe nicht, weshalb Sie nicht zugeben wollen, daß außer Ihnen noch jemand an dem Verbrechen beteiligt war? Sind Sie vielleicht zu dem Mord angestiftet worden? Das wäre eine wichtige und neue Tatsache, unter Umständen sogar eine Entlastung für Sie."

„Aber ich habe doch schon wiederholt erklärt, daß ich das gnädige Fräulein nicht ermordet habe, und wer es getan hat, kann ich nicht sagen."

Dr. Willfarth, wie immer von unerschütterlicher Geduld, blickte zum Verteidiger des Angeklagten.

„Herr Rechtsanwalt, haben Sie Ihrem Mandanten erklärt, daß es für ihn nur von Nutzen sein kann, wenn er gesteht, daß noch jemand im Zimmer war, als der Mord geschah? Da der Angeklagte hartnäckig leugnet, selbst den Mord verübt zu haben, so kann ihn doch nur ein Unbekannter begangen haben."

„Ihre Schlußfolgerung ist durchaus richtig, Herr Untersuchungsrichter", sagte Perfall, „aber der Angeklagte möchte sich dieses Mittels nicht bedienen, um den Verdacht von sich abzulenken. Mein Mandant hat den Mord nicht begangen und hat auch keinen Mittäter."

„Na, dann wollen wir Ihnen beweisen, daß der Angeklagte lügt, ich werde die Zeugen vernehmen. Bevor ich das Verhör fortsetze, möchte ich feststellen:

In der Villa war, als der Mord verübt wurde, niemand anwesend als der Geheimrat Weber, seine drei Hausangestellten, die schliefen und nichts gehört haben, und Herr Craven, der nachweislich von einer Autofahrt heimgekehrt war und sich zu Bett gelegt hatte. Bernhard allein war wach und wurde später von Sir Craven festgenommen. Genau zur selben Zeit aber hat ein unbekannter Mensch die Villa verlassen und ist mit einem Auto zur Stadt gefahren. Lassen Sie jetzt die drei Zeugen eintreten."

Einer der Beamten ging auf den Korridor, und man hörte ihn die Namen der vorgeladenen Zeugen ausrufen. Perfall rührte sich nicht. Er sah vor sich hin auf die Prozeßakten und fuhr leicht mit der Hand über seine Brusttasche, in der er seinen Brief an den Staatsanwalt befühlte. In der geöffneten Aktentasche, mit einem Griff leicht erreichbar, lag Ethels Revolver. Er betastete unauffällig die Waffe und ließ seine Hand auf ihr ruhen.

Die Zeugen traten ein. Der Chauffeur Georg Berger, der Kellner Franz Mitterer und seine Braut Frieda Schanzer. Sie gingen sogleich auf den Richtertisch zu und standen in einer Reihe vor Dr. Willfarth, ohne von dem Angeklagten oder dessen Verteidiger Notiz zu nehmen. Dr. Willfarth stellte vorerst ihre Personalien fest.

„Sie kennen ja den Sachverhalt", wandte sich der Richter an das Brautpaar, „und sind bereits zur Sache vernommen worden. Ich möchte in Ihrer Gegenwart dem Chauffeur Berger einige Fragen stellen. Herr Berger, Sie fuhren in der Mordnacht, kurz nachdem das Verbrechen geschah, an der Villa des Geheimrats Weber vorbei. Stimmt das?"

„Jawohl. Es war nach einhalbzwei Uhr früh."

„Sie sind von einem Manne angehalten worden?"

„Jawohl. Er winkte, lief mir entgegen und rief laut."

„Erinnern Sie sich, ob Ihnen der Mann entgegenlief, oder ob Sie ihn einholten?"

„Er lief mir bestimmt entgegen."

„Also kam er aus der Richtung, in welcher der Parkeingang zur Villa liegt?"

„Jawohl."

„Was sagte er zu Ihnen?"

„Er sagte, fahren Sie in die Möckernstraße, ich werde ans Fenster klopfen, wenn Sie halten sollen. Dann stieg er ein, und ich fuhr zur Stadt."

„Sie kamen am Eingang der Villa vorbei?"

„Jawohl."

„Haben Sie die beiden Zeugen dort stehen sehen?"

Berger, der zwar schon im Korridor die Bekanntschaft von Mitterer und dessen Braut gemacht hatte, sah nochmals auf die beiden. „Ob es dieselben sind, kann ich nicht beschwören. Nachts bei Regen kann man nicht gut sehen. Aber es standen zwei Menschen neben dem Eingang, das konnte ich wohl bemerken."

„Schön, erzählen Sie weiter."

„Ich fuhr also zur Stadt und setzte den Herrn in der Möckernstraße ab. Er drückte mir ein Fünfmarkstück in die Hand, sprach weiter kein Wort und lief weg."

„In welcher Richtung?"

„Zum Anhalter Bahnhof."

„Wie sah der Mann aus?"

„Mittelgroß, dunkler Anzug, weicher, dunkler Filzhut, elegant gekleidet."

„Es steht also fest, daß ein Unbekannter kurz nach der Mordtat von dem Parkeingang der Villa kam und dann mit Ihrem Wagen zur Stadt fuhr. Das können Sie bestätigen?"

„Jawohl."

„Und Sie, Herr Mitterer und Fräulein Schanzer, können Sie das gleichfalls bestätigen?"

„Ja", sagte der Kellner.

„Gewiß", flötete Frieda, „er kam direkt aus dem Park."

„Auch das werden wir feststellen", meinte Dr. Willfarth befriedigt. Dann wandte er sich zu dem Angeklagten, der interesselos dem Verhör folgte. „Angeklagter, Sie hören, die Zeugen sagen übereinstimmend aus, daß ein bis jetzt unbekannter Mann unmittelbar nach dem Mord in der Nähe des Parkausganges war, sicher aus dem Park der Villa kam und sich beeilte, zur Stadt zu fahren. Gestehen Sie doch endlich, wer Ihr Mittäter war, der sich gleich nach der Tat von Ihnen trennte?"

Die drei Zeugen wandten nunmehr ihre Gesichter nach dem Angeklagten und seinem Verteidiger — — —

Perfall sah, wie ihn der Chauffeur und der Kellner gleichzeitig aufmerksam musterten. Das Blut klopfte ihm sekundenlang in den Schläfen, als ob es die Adern sprengen wollte. Der Augenblick war gekommen. Nun glitten die Blicke der beiden über ihn weg zu Bernhard. Plötzlich fühlte er stockenden Herzens, wie die Augen des Kinderfräuleins nicht von seinem Gesicht wichen und ihn prüfend anstarrten. Bernhard antwortete nicht.

„Herr Rechtsanwalt, wollen Sie Ihren Mandanten veranlassen, meine Frage zu beantworten?"

Wie aus weiter Ferne drang die Stimme Dr. Willfarths an sein Ohr.

Immerzu starrte ihn das Kinderfräulein an.

„Herr Bernhard, beantworten Sie wahrheitsgemäß die Frage des Herrn Untersuchungsrichters", sagte Perfall mit lauter, fester Stimme.

„Ich habe die Tat nicht begangen und weiß auch nichts von einem Manne, der um die fragliche Zeit dort war."

„Dann werden wir also ohne Sie die Wahrheit feststellen", sagte Dr. Willfarth bereits verärgert. „Es ist unbegreiflich, daß Sie trotz dreier bestimmter Zeugenaussagen bei der Unwahrheit bleiben. Herr Berger",

Die Flucht ins Gefängnis

Die Entäuschung der schönen Velma West — Freiheit, die nicht zu ertragen war

Elf Jahre lang saß die schöne Velma West, deren Fall einst wochenlang der amerikanischen Presse Schlagzeilen lieferte, hinter den düsteren Mauern des Staatszuchthauses von Texas in Dallas. Und immer nur hatte sie das eine Ziel vor Augen: freizukommen, dem Kerker zu entrinnen, in dem man sie, die Gattenmörderin, auf Lebenszeit verbannt hatte. Ihr Wunsch erfüllte sich — es gelang ihr auszubrechen. Nun ist sie nach 23tägiger Freiheit enttäuscht von der Welt und unzufrieden mit sich selbst freiwillig wieder in ihre Zelle zurückgekehrt.

Als der Prozeß gegen Velma West im Jahre 1928 geführt wurde, nannten sie die Zeitungen eine „Tochter des Jazz-Zeitalters". Genußsüchtig bis zum Aeußersten, taumelte sie damals 21jährig durch das Leben, von einem Schwarm verliebter Männer umgeben. Abend für Abend ging sie in die berühmtesten Nachtklubs, um dort mit ihren Anbetern zu tanzen. Sie war buchstäblich „jazzverrückt", und man berichtete von ihr, sie habe jede Nacht ein Paar Schuhe durchgetanzt. Kein Mann konnte ihrem Temperament widerstehen, und als sie es sich in den Kopf setzte, den jungen Industriellen Hilary West zu heiraten, verfolgte sie dieses Ziel, bis sie es erreicht hatte.

Aber der junge Ehemann war eifersüchtig. Er erlaubte es seiner schönen Frau nicht mehr, zum Tanzen zu gehen. Es kam zu heftigen Auftritten, und eines Nachts tötete Velma ihren Mann, der ihr verboten hatte, zu einer Party zu gehen, durch Schläge mit einem Hammer. Vor Gericht gab sie unumwunden zu, einen vorsätzlichen Mord begangen zu haben. Das gegen sie ergangene Todesurteil wurde auf dem Gnadenwege in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Elf Jahre verbrachte Velma hinter Gittern, bis es ihr gelang, zusammen mit drei Schicksalsgefährtinnen auszubrechen. Wider Erwarten konnte man der vier Flüchtlinge nicht habhaft werden, obgleich man ein förmliches Hetzjagd auf sie veranstaltete.

Man hatte die Hoffnung, Velma West wieder einzufangen, schon fast aufgegeben, als sie 23 Tage nach ihrer Flucht von selbst ins Zuchthaus zurückkehrte. Erstaunt vernahm man ihr Geständnis, daß sie glücklich sei, wieder in ihrer Zelle zu sitzen und daß sie kein zweites Mal versuchen werde, die Freiheit zu erlangen. „Ich begreife diese neue Welt nicht", sagte sie. „Sie hat sich in den elf Jahren allzu sehr verändert und auch ich bin nicht mehr das junge, lebenslustige Mädchen, das ich zu sein glaubte. Selbst das Tanzen macht mir keine Freude mehr. Ich bin jetzt überzeugt, daß ich nichts versäume, wenn ich weiterhin in meiner Zelle bleibe."

Ganz wie sie es sich erträumt hatte, stürzte sich Velma nach ihrer Flucht in den Strudel des Vergnügens. Aber es zeigte sich, daß sie nicht mehr jenes unwiderstehliche, männerbetörende Geschöpf war, das vor einem Dutzend Jahren durch die Nachtlokale tanzte. Die elf Jahre im Zuchthaus hatten ihren Zauber ausgelöscht und ihr Gesicht altern lassen. Die Männer nahmen keine Notiz von ihr, und ihre kleinen Verführungskünste, die ehedem Triumphe feierten, versagten jetzt kläglich. Das konnte die eitle Velma nicht ertragen. Die Welt gefiel ihr nicht, weil sie der Welt nicht mehr gefiel, und so kehrte sie enttäuschten Herzens hinter die Kerkermauern zurück.

wandte sich der Richter an den Chauffeur, „würden Sie den Mann wiedererkennen?"

„Ich denke wohl."

„Entsinnen Sie sich seiner Gesichtszüge? Und der Figur?"

„Blasses Gesicht, glatt rasiert, nicht mehr jung, so um die 40 herum."

„Wie?" fragte Dr. Willfarth überrascht. Dann wandte er sich an das Brautpaar: „Sie sagten doch, es sei noch ein jüngerer Mann gewesen."

„Eigentlich so ganz jung kam er mir auch nicht mehr vor", antwortete der Kellner, „es mag wohl stimmen, was Herr Berger sagt."

Fräulein Frieda, die aufgehört hatte, Perfall anzusehen, nahm jetzt das Wort. „Herr Untersuchungsrichter, wenn ich Ihnen sage, es war ein junger Mann. Höchstens Ende 20, allerhöchstens! Er sah ja gleich weg, aber ich sah ihn ganz genau. Ende 20, nicht mehr. Blaß, glatt rasiert und elegant. Wenn es erlaubt ist, einen Vergleich zu machen — er hatte eine Aehnlichkeit mit —", sie sah jetzt auf Perfall und hielt inne.

„So reden Sie doch", sagte Dr. Willfarth.

„. . . mit dem Herrn da", sie deutete auf Perfall.

Der Untersuchungsrichter nickte. „Nun also, das wäre doch wenigstens ein Anhaltspunkt. Sie entschuldigen, Herr Rechtsanwalt", wandte sich Dr. Willfarth lächelnd an Perfall, „aber so kommen wir doch wenigstens einen Schritt näher ans Ziel", dann, das Kindermädchen ermunternd, sagte er: „Beschreiben Sie den Unbekannten weiter, so gut Sie sich erinnern."

„Ich sage, was ich denke, Herr Untersuchungsrichter, der Mörder hatte eine Aehnlichkeit mit dem Herrn da, ganz genau. Entschuldigen Sie, wenn ich es sage, aber es ist so. Und wenn ich nicht wüßte, daß der Herr da —"

„Wat denn, wat denn —", unterbracht der Kellner seine Braut, „der Mann, den wir gesehen haben, war mindestens um zehn Jahre älter. Und um zwei Köpfe größer."

Perfall sah, ohne Ueberraschung oder Verlegenheit zu zeigen, ruhig die Zeugen an. Eine leise Hoffnung begann sich in ihm zu regen. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

„Herr Berger", fragte der Untersuchungsrichter den Chauffeur, „Sie haben ja mit dem Unbekannten gesprochen. Sehen Sie den Herrn Verteidiger an —, entschuldigen Sie, bitte, nochmals, Herr Rechtsanwalt", sagte der Richter höflich zu Perfall, „wenn ich auf diese Art und Weise Feststellungen mache, aber so bekommen wir doch einen ungefähren Anhalt für das Aussehen des Mannes, den wir unbedingt eruieren müssen. Also, Herr Berger, hatte der Mann eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Herrn Verteidiger?"

Der Chauffeur sah Perfall abermals einige Augenblicke genau ins Gesicht, dann sagte er langsam: „Nein, nicht im geringsten, keine Spur von Aehnlichkeit. Der Mann, den ich fuhr, hatte ein rotes, volles Gesicht, eine Knollennase und war auch viel größer. Auch hatte er breitere Schultern. Nein, nein —, da finde ich nun gar keine Aehnlichkeit."

„Und ich sage, die Aehnlichkeit ist da", rief Fräulein Frieda ganz erbost, „der Herr Verteidiger —"

„Bitte, schweigen Sie!" sagte plötzlich der Untersuchungsrichter mit lauter Stimme zu dem Kinderfräulein, „Sie hören, daß Herr Berger und auch Ihr Bräutigam das Aussehen des Unbekannten ganz anders schildern! Demnach ist Ihre Beschreibung anscheinend unrichtig und für das Gericht wertlos."

„Ich schwöre Ihnen, Herr Richter", rief das Mädchen.

„Ich bitte um Ruhe!" sagte Dr. Willfarth energisch. Er fuhr sich nervös durchs Haar. Die Sache kam nicht vom Fleck. Die Gegenüberstellung der Zeugen mit dem Angeklagten hatte nicht den Erfolg, den er sich versprochen.

„Es ist erwiesen, daß sich zur Stunde der Tat noch jemand am Schauplatz des Verbrechens befand, daran ist nicht mehr zu zweifeln. Wir müssen alles versuchen, diese Person zu finden." Er griff nach dem Hörer. „Herr Inspektor, ich schicke Ihnen sogleich drei Zeugen hinüber, die im Mordprozeß Bernhard aussagten. Bitte, legen Sie ihnen das Album C vor und lassen Sie die Zeugen die einzelnen Fotos genau studieren. Ich komme später selbst hinüber." Er hängte ein. „Herr Wachtmeister, führen Sie, bitte, die Zeugen in die Erkennungsabteilung."

In Perfall wogte eine Flut stürmischer Empfindungen. Was war geschehen? Man hatte ihn nicht erkannt? Jetzt hatte er freie Bahn, um den Diener zu helfen. Ein Unbekannter! Einer, der nicht festzustellen, nicht aufzufinden war, hatte die Tat begangen. Natürlich! Wie denn anders? Ein Täter, dessen Vorhandensein durch drei Zeugen erhärtet wurde und der dennoch unauffindbar blieb. Hier lag der Weg, den er einzuschlagen hatte.

Er hörte kaum noch, was der Untersuchungsrichter mit dem Angeklagten sprach. Er mengte sich nicht mehr ein, seine Verteidigung mußte jetzt auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden. Schon fing er an zu überlegen und alles neu zu ordnen. Und während sich Dr. Willfarth mit neuem Eifer bemühte, Bernhard ins Gewissen zu reden, damit dieser endlich ein Geständnis machte, fühlte Perfall wieder festen Boden unter den Füßen.

So endete das Verhör, zu welchem er als Todgeweihter erschienen war, mit einer überraschenden Wendung für ihn — zu neuem Leben . . .

*

Die Gegner bezogen ihre Positionen. Die Untersuchung war abgeschlossen. Ein Indizienbeweis von unwiderlegbarer Logik und Geschlossenheit. Der Staatsanwalt hatte vernichtendes Material gesammelt, und gerade die Schwächen der Untersuchung, die Unentwegtheit, mit der der Angeklagte leugnete, das Geheimnis, das über seinen Helfershelfer ruhte und das Bernhard nicht lüften wollte, gerade diese Umstände benützte Dr. Hagner, um den Deliquenten zu zerschmettern.

Auch Dr. Perfall hatte inzwischen nicht geruht. Als ob jenes Verhör, zu dem er sich wie ein Verlorener begeben hatte, nicht nur die Entscheidung für sein Leben, sondern auch für seinen Prozeß gebracht hatte, so warf ihm der Zufall eine Karte in die Hand, einen „Trumpf", wie er es stets nannte, der ihn etwas zuversichtlicher machte. Er hatte längst einem geschickten Fotografen die Teile jenes in unzählige kleine Stücke zerschnittenen Negativfilms übergeben, den er in der Dunkelkammer Cravens gefunden hatte. Nun bekam er endlich die Nachricht, der Fotograf habe bereits einige Worte entdecken können. Bis zur Zusammensetzung eines von Perfall vermuteten Schriftstückes sei es allerdings noch ein weiter Weg.

Eins war ihm klar: er spielte bei der bevorstehenden Hauptverhandlung ein gewagtes Spiel. Sein geplantes Plädoyer für Bernhard würde nunmehr keine eigentliche Entgegnung auf Dr. Hagners Anklagerede werden. Aber es war ebenso wichtig, dem Gericht und den Geschworenen gewisse Dinge zu enthüllen, als sich allein darauf zu beschränken, die meisterhafte Anklagerede des Staatsanwalts zu entkräften. Der Prozeß stand vor der Hauptverhandlung, der Termin war festgesetzt.

*

Sir Craven hatte seit einer Woche Besuch. Zwei Herren aus England, die nach Kairo weiter wollten, waren im Flugzeug eingetroffen, und der Geheimrat hatte den Freunden Sir Cravens bereitwilligst Zimmer in der Villa zur Verfügung gestellt. Craven wollte schon längst abreisen. Da er aber Kronzeuge im bevorstehenden Prozeß war, und das Gericht auf seine Aussage den größten Wert legte, so mußte er in Berlin bleiben. Der Geheimrat, dem der furchtbare Tod seines einzigen Kindes eine unheilbare Wunde geschlagen, war nicht mehr der Gastgeber von einst. Er traf die Herren nur bei den Mahlzeiten, plauderte freundlich ein paar Worte mit ihnen, aber man sah ihm den Zwang an, unter dem er litt und so kürzte man das Beisammensein nach Möglichkeit ab. Sobald es schicklich war, stand er auf, entschuldigte sich und verschwand in seinem Wohnzimmer, das im ersten Stock neben seinem Schlafzimmer lag. Das Arbeitszimmer im Erdgeschoß hatte er nicht mehr betreten. Dort war alles geblieben, wie es zur Stunde der schrecklichen Tat ausgesehen hatte. Die Pläne seiner Erfindung hatte er im Safe seines Schlafzimmers verwahrt. Was an Arbeit noch zu erledigen war, das schrieb er im Wohnzimmer. Aber meist arbeitete er nichts mehr. Seinem Lebenswerk wollte er erst nach der Hauptverhandlung und dem Urteilsspruch das Schlußwort geben, um sich dann nach einem Konzern umzusehen, der seine Erfindung ankaufen würde. Solange der Prozeß im Gange war, störten ihn die Untersuchungen und die fortgesetzten Verhöre, denen er sich nicht entziehen konnte. Nach dem Verkauf seiner Arbeit war sein Lebenswerk abgeschlossen. Ethel war tot — seine Erfindung war fertig. Was hatte er noch auf Erden zu suchen? Wo war Freude ohne sein Kind?

Es war vorauszusehen, daß ein Schwurgerichtsprozeß dieser Art die größte Aufmerksamkeit erregen würde. Die Zeitungen brachten zwar nur kurze Berichte über den jeweiligen Stand der Untersuchung, aber man wußte im Publikum, daß der Mörder bisher keinerlei Zugeständnisse gemacht, und daß man vergeblich bemüht gewesen war, den Helfer zu ermitteln. Zu alledem kam, daß die rätselhafte Ermordung der bildhübschen jungen Tochter des Geheimrats Weber auch jene Gemüter erregte, denen sonst die Gerichtsberichte der Zeitungen kein Interesse einflößten. So war es kein Wunder, daß der große Verhandlungssaal des Moabiter Schwurgerichts überfüllt war. Lange vor Beginn war alles besetzt. Stimmengewirr erfüllte die Luft, und voll Unruhe erwartete man das Erscheinen des Gerichtshofes und der Geschworenen. Auf der Zeugenbank leuchtete das weiße Haupthaar des alten Geheimrats, der mit einer Krankenschwester erschienen war. Neben ihm saß Craven, fahlen Gesichts, mit dünnen Lippen und anscheinend uninteressierter Miene. Manchmal zitterten seine Nasenflügel und verrieten die innere Erregung. Der Chauffeur Berger, der Kellner Mitterer und das Kinderfräulein Schanzer schlossen sich an.

Neugierig betrachtete das Publikum die Zeugen. Noch häufiger wandten sich die Blicke aller zu Dr. Perfall, der, an seinem Tisch sitzend, in den Akten blätterte.

Jetzt öffnete sich eine hinter dem langen Richtertisch befindliche Tür, und sofort trat im Zuschauerraum Stille ein. Der Gerichtshof erschien und nahm Platz. Neben dem Vorsitzenden die Beisitzer, Sachverständigen und der Gerichtsschreiber. Der Angeklagte wurde hereingeführt.

Der Anblick des riesenhaften Menschen, der um anderthalb Hauptеslänge die ihn begleitenden Polizeiwachtmeister überragte, erregte allgemeine Verwunderung. Er nahm in der Nähe seines Verteidigers Platz. Der Vorsitzende hob leicht die Hand, und sofort trat Ruhe ein. Die Verhandlung wurde eröffnet.

Fragen und Antworten des Vorsitzenden und des Angeklagten brachten keine neuen Einzelheiten. Bernhard wich von der bisher eingenommenen Linie nicht ab. Er konnte nichts erklären und nichts gestehen. Seine Schilderung des Geschehnisses erregte wie in der Voruntersuchung, so auch jetzt das Kopfschütteln der Richter. Auch auf den Gesichtern der Geschworenen malten sich Ungläubigkeit, als er den Hergang beschrieb.

Das Zeugenverhör begann. Craven sagte aus, und seine Schilderung schien für Bernhard verhängnisvoll. Die unerschütterliche Ruhe, mit der der Engländer sprach, machte großen Eindruck. Perfall ließ sich hinreißen, eine unvorsichtige Bemerkung gegen Craven zu machen und mußte dafür vom Vorsitzenden eine scharfe Zurückweisung erfahren.

Der Geheimrat wurde vernommen. Bei seinen Worten herrschte gespannteste Aufmerksamkeit im Publikum. Gericht und Geschworene standen unter dem Eindruck der nicht alltäglichen Persönlichkeit. Auch Geheimrat Weber sprach ruhig und ohne Erregung. Auf seinen Stock gestützt stand er vor dem Richtertisch und schilderte sein Verhältnis zu dem Diener Bernhard. Seine Aussage verschärfte die allgemeine schlechte Stimmung gegen den Angeklagten. Der schwere Verdacht, gerade von seiner Seite geäußert, verlieh der furchtbaren Anklage Cravens den Schein vollkommener Wahrheit.

Dann kam die Mittagspause.

Nachmittags sprachen ausführlich die Sachverständigen. Sie erläuterten die Art der Ermordung, die durch Zertrümmerung der abnorm dünnen Schädeldecke infolge eines Hiebes oder Stoßes mit einem stumpfen Gegenstand erfolgte. Man sprach die Ueberzeugung aus, daß dem sofortigen Tod ein Abwehrkampf vorausgegangen war.

Nachdem die Sachverständigen geendet hatten, erbat sich der Verteidiger das Wort.

Dr. Perfall: „Ich möchte an den Hauptbelastungszeugen Craven die Frage richten, wann er in der Mordnacht nach Hause gekommen ist?"

Craven: „Etwas nach Mitternacht."

Dr. Perfall: „Sie waren vorher mit Herrn Regierungsrat Zellner auf einer Dienstfahrt und hatten nachts auf dem Rückweg nach Berlin eine Autopanne?"

Craven: „Ja."

Dr. Perfall: „Herr Regierungsrat Zellner sagte aus, daß Sie ganz außerordentlich aufgeregt waren bei dem Gedanken, auswärts übernachten zu müssen?"

Craven: „Ja."

Dr. Perfall: „Warum blieben Sie nicht bei Regierungsrat Zellner? Sie hatten ja nichts zu versäumen? Ihre Aufregung machte einen auffallenden Eindruck."

Craven: „Ich wollte nicht, daß sich meine Braut meinethalben beunruhige."

(Fortsetzung folgt.)

Ergänzungsrätsel.

An den bildlichen Darstellungen suche man die fehlenden Dinge zu ergründen und trage diese waagerecht in die Felder nach Anzahl der Buchstaben der einzelnen Wörter ein. Die Buchstaben der stark umrandeten Felder ergeben dann, von oben nach unten gelesen, eine andere Bezeichnung für körperliche Ertüchtigung.

Silbenrätsel.

a — bo — de — den — di — diet — du — du — e — eil — er — eu — fekt — fer — fi — gar — gar — ge — gel — gen — grim — gris — i — im — in — ka — kau — land — le — len — ma — men — na — ne — ner — per — puf — ra — raf — rhein — rich — rie — run — schaft — se — spe — spi — spie — stern — stre — sus — tal — ten — ten — ti — tier — we.

Aus den vorstehenden Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die zu bildenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Insekt, 2. Landschaft in Spanien, 3. Bootsteil, 4. Gebirge in Rußland, 5. gemahlener Zucker, 6. Tiername der Fabel, 7. bekannter Schalksnarr, 8. Zeitbezeichnung, 9. Teil des Bahnwagens, 10. deutscher Landstrich, 11. postalischer Begriff, 12. deutsches Nachschlagewerk, 13. grammatikalische Bezeichnung, 14. Krebsart, 15. wertvolle großstädtische Besuchsstätte, 16. Menschenrasse, 17. Krankenhaus, 18. Strom in Vorderasien, 19. Verbrecherwerkzeug, 20. schwer erkämpfte Leistung.

Steigerungsrätsel.

Such' eine Stadt im Oest'reicher Land,
Sie ist auch als Tafelfisch dir bekannt.
Steigerst du diese, so wirst du sehn
Ein holdes Mägdelein vor dir stehn,
Das, wie wir aus der Geschichte vernommen,
Ein Fürst sich hatte zur Frau genommen.

Die rätselhafte Sportplakette.

Gisela und Wenzel.

Gräbt lebenslang sein eignes Grab,
Ist selten nur zu schauen.
Sobald er legt sein Röcklein ab,
Erfreut es schöne Frauen.
Liebt Finsternis statt Sonnenschein
Auf seinen stillen Pfaden.
Wohl frißt er Würmer groß und klein,
Einst fressen ihn die Maden.
Nimmst du die zweite Hälfte fort,
Zeigt's manches Tier auf Erden.
Es kann das abgetrennte Wort
Leicht fortgeworfen werden.

Silbenwechselrätsel.

Lina — Spargel — Binse — Grönland — Bowle — Muster — Toga — Sorau — Hobel — Peking — Gummi — Suppe.

Die erste Silbe vorstehender zwölf Wörter soll durch eine der nachfolgenden derart ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, Vor- und Zunamen der treuen Lebenskameradin eines großen Tonkünstlers ergeben.

a — aa — chi — em — gie — in — mo — nan — or — ran — sen — we.

Rösselsprung.

was	ches	seg			er	ist	ben
	P. K.	es	zu	chen	gibt	be	
un	ger	li	ro	auch	doch	stre	den
kann	der	und	ma	men	ste	freu	das
	sterb	tun	gro	man	zu	mit	
welt	ßes	auf			schen	was	de

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. Db2—g2, Tb7—b6, 2. Dg2—b5+, Sb7×b5, 3. Sf6—e4 matt. a: 1. . . . ., e7×f6, 2. Lg7—f8+ usw. Andere Spielarten leicht.

Silbenrätsel: 1. Toskana, 2. Ulan, 3. Nansen, 4. Undine, 5. Reeder, 6. Dürer, 7. Anemone, 8. Sawaii, 9. Ruine, 10. Ehre, 11. Eudra, 12. Hase, 13. Tripolis, 14. Eiche, 15. Ichthyosaurus, 16. Nevada, 17. Drontheim, 18. Erna, 19. Insel, 20. Niederwald, 21. Eilsen, 22. Nibelungenlied, 23. Siegfried, 24. Adria, 25. Cambridge, 26. Haarlem, 27. Eichendorff, 28. Nehrung, 29. Dithmarschen, 30. Arnika. — „Tu nur das Rechte in deinen Sachen, das andere wird sich von selber machen."

Gisela und Wenzel: Himmel, Hammel, Hummel, Hummel-Hummel!

Buchstabenrätsel: Celle, Schelle, Zelle, Kelle.

Umstellrätsel: Rente, Ernte.

Füllrätsel: 1. Lafette, 2. Klavier, 3. Kollege, 4. General, 5. Sterlet, 6. Genelli, 7. Emanuel, 8. Pergola, 9. Breslau, 10. Antenne, 11. Holbein, 12. Flunder, 13. Legende.

Gleichklang: Elster.

Das Prunkschloß im Tal des Todes

Der Mann mit den 1000 Rätseln

Das Auto, aus dem es Gold regnet

Kürzlich fuhr durch die Straßen von Los Angeles ein Auto, aus dem es buchstäblich Goldstücke regnete. Walter Scotty, der geheimnisvollste Millionär der Welt, war es, der sich den kostspieligen Scherz leistete, Goldmünzen unter die Menge zu werfen.

Das ist fürwahr ein sehr geheimnisvoller Herr, den man in ganz Kalifornien den „Mann mit den 1000 Rätseln" nennt. Auf seiner Visitenkarte steht: „Walter J. C. Scotty, Goldgräber, Tal des Todes, Südost-Kalifornien." Ganz USA schwört, daß dieser Mann seit zwanzig Jahren keine Hacke und keinen Spaten mehr angerührt hat. Wenn man ihn darnach fragt, lacht er nur: „Ist es der Beruf des Goldgräbers, nur zu hacken und zu schaufeln? Gold soll er finden. Ich finde Gold. Wie — das ist meine Sache."

Scotty mietet eine Eisenbahnstrecke

Bis vor 30 Jahren war Scotty Zirkusreiter. Dann wurde er Boy eines Expeditionsleiters der amerikanischen Regierung. Schleppte behutsam in seinen derben Händen wertvolle Präzisionsapparate. Die Expedition ging in das gefürchtete „Tal des Todes" in Kalifornien, in dem eine grauenvolle Hitze herrscht, kein Baum und kein Strauch lebt und nur an ganz vereinzelten Stellen Wasser zu finden ist. Hier, wo kein Mensch länger blieb, als es notwendig war, fühlte sich Scotty wohl. Wurde Goldgräber. Die Expedition war längst schon heimgekehrt, da zog er noch immer durch diese wüste Gegend. Galt schon als verschollen, als er plötzlich wieder auf der Bildfläche erschien.

Und Scotty tauchte gleich das erste Mal auf sehr sonderbare Weise auf. Zerlumpt und zerschlissen kam er an einer abgelegenen Eisenbahnstation an, nur mit einem schweren Sack auf dem Rücken. Aber der Sack war voll mit Brocken und Stücken lauteren Goldes. Scotty verhandelte auf seine Art mit dem Stationschef. Plötzlich hatte er es, der sich jahrelang nicht um die Welt gekümmert hatte, furchtbar eilig. Er mietete eine Lokomotive und legte — das hat vor ihm in ganz USA noch keiner gemacht — die ganze Strecke in Beschlag, damit er in dem Tempo fahren konnte, das ihm behagte. Er stand selbst auf der Maschine und peitschte die Heizer zu immer rasenderer Eile an. Nicht umsonst, beileibe nein, Scotty ist kein Knauser. Er bot riesenhafte Prämien und die Maschinisten fuhren wie besessene Teufel.

Damals wurde er berühmt. Ganz Kalifornien liebt ihn heute, denn wenn er einmal in eine Stadt kommt, wirft er buchstäblich mit dem Gold um sich. Aus seinem Wagen schleudert er zu seinem Vergnügen gemünztes Gold unter die Menge. Vor einigen Wochen erlaubte er sich diesen Spaß in Los Angeles.

Das Luxusbad in der Wildnis

Mit unerhörten Kosten hat sich Scotty im Tal des Todes an einer der wenigen Stellen, wo es Wasser gibt, ein Prunkschloß bauen lassen. Welcher Mühe es bedurfte, das ganze Material in diese weg- und steglose Gegend zu schaffen, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß die Mauern seines Hauses einen Meter dick sind. Das ist notwendig wegen der außerordentlichen Hitze, die bis tief ins Gestein dringt. Ein eigenes Schwimmbassin hat sich Scotty im Tal des Todes bauen lassen und oft lebt er dort, jahrelang abgeschlossen von aller Welt.

Was er treibt und tut und wie es in seinem Hause aussieht, weiß man nicht, da außer wenigen Freunden noch niemand Scottys Heim von innen gesehen hat. Wenn die Behörden ihn ausfragen wollen, dann lädt er sie lächelnd ein, ihn doch einmal zu besuchen. Aber die lassen es bleiben, denn im Tale des Todes hält es kaum ein Sterblicher aus und wenn man den Weg nicht genau weiß, kommt man tausend zu eins dort um. Jetzt ist seit langer Zeit Scotty wieder einmal aufgetaucht. Von allen Seiten kommen die Steuerämter, überall, wo er Farmen und Besitzungen hat, will man Geld und Aufklärung von ihm. Ersteres zahlt er bereitwillig, letztere verweigert er. „Was geht es Euch an?", schimpft er knurrend.

Geheimnisse um einen Reichtum

Kein Wunder, daß sich nicht nur die amtlichen Stellen, sondern auch die Oeffentlichkeit ausgiebig mit der Frage beschäftigen, woher die ungezählten Millionen kommen, die Scotty besitzt und woher der Goldgräber ohne Spaten und Hacke das edle Metall nimmt. „Geht doch auch hin, sucht doch auch!" antwortet er.

Die tollsten Gerüchte sind über den ehemaligen Zirkusreiter im Umlauf. Einmal behauptet man, nun sei er endgültig ruiniert. Dann flüstert man, es seien riesige Spielgewinne. Dann wieder heißt es, Scotty habe ein ausgeklügeltes System errechnet, die Lotterie-Chancen zu erhöhen. Alle unerfüllten Theorien und Systeme schnell und ohne Arbeit zu Geld zu kommen, dichtet man ihm an. Und wenn man diesen Gerüchten nachgeht, dann stellt es sich immer wieder heraus, daß Scotty sie selbst in die Welt gesetzt hat. Will er die Quelle seines Reichtums verbergen? Hat er etwas zu verbergen? Die natürlichste Annahme ist, daß Scotty wirklich eine reiche Goldgegend gefunden hat. Aber dagegen spricht, daß er selbst seine Schürfrechte nie hat registrieren lassen. Oder ist auch das nur ein Trick dieses sonderbaren Mannes? Glaubt er, daß doch niemals jemand sein Goldclaim entdecken wird?

Man weiß nicht. Dieser breite, lächelnde Mund kann schweigen. So muß man sich damit abfinden: Walter Scotty, dem Sonderling von Kalifornien, hat ein Stück Natur, das allen anderen Menschen Schrecken brachte, Reichtum und Ueberfluß beschert. Das „Tal des Todes" birgt noch manche Geheimnisse, in die neugierige Reisende aus weiter Entfernung vom steilen Felsrand hineinzusehen sich bemühen. Sein größtes Geheimnis aber ist ein lebender Mensch, ist Walter J. C. Scotty, ein Mann, der nicht sät und doch im Ueberfluß erntet.

Elisabeth, die „Carmen" der Arktis

Maskenball am Nordpol

Der Ball des Gouverneurs von Grönland

Auch die Eskimos kennen Faschingsfreuden

Tagesreisen zum Festball

Auch auf dem 70. Grad nördlicher Breite, wo in den Regionen des Eises die Wintertemperaturen zwischen 35 und 42 Grad unter Null liegen, kennt man die Freuden des Karnevals. Nur verlegt man in Grönland, der dänischen Nordpolarinsel, den Fasching in die wärmere Jahreszeit. Der Höhepunkt der „Saison" im Eskimoland bildet alljährlich der „Ball des Gouverneurs" in Godhavn, der Hauptstadt Nordgrönlands.

Man darf diese Stadt freilich nicht mit den Augen eines Mitteleuropäers betrachten. Sie zählt ganze 310 Einwohner — 300 Eskimos und 10 Dänen — und besteht aus einer Anzahl bescheidener, mit Oel geheizter und mit Trankerzen beleuchteter Holzhäuser. Die „Residenz" des Gouverneurs, in der auch der Inspektor der dänischen Regierung und der Telegraphist untergebracht sind, unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden nur durch ihre Größe. Dessen ungeachtet ist der Ball des Gouverneurs ein großes „gesellschaftliches Ereignis", an dem nicht nur die ganze Stadt mit Ausnahme der Kinder und Greise teilnimmt, sondern zu dem manche Gäste mehrere Tagesreisen zurücklegen, die in den Schneehütten um den Gletscher Lyngmark leben oder gar an der Meerenge von Viagat den Walfischen nachjagen.

Mummenschanz der Eskimo

Der französische Forscher Dr. Hubert Carrique, der Gelegenheit hatte, dem Maskenball am Nordpolgebiet beizuwohnen, gibt eine recht anschauliche Schilderung dieser Veranstaltung, der die Herzen der tanzlustigen Eskimomädchen Godhavns wochenlang entgegenfiebern. Das Orchester besteht aus einem alten Phonographen, der ächzend Schlager von sich gibt, die man in Berlin, Paris und London längst vergessen hat. Und dann beginnt der Mummenschanz in den unteren Räumen des Gouverneur-Hauses.

Die Masken sind weniger kostbar als originell und wirken mitunter am 70. Grad nördlicher Breite geradezu grotesk. Der Hausherr selbst ist als trinkfreudiger Mönch mit einem künstlichen dicken Bauch erschienen, und seine Gäste wollen sich über diese Verkleidung schier totlachen. Der Inspektor der dänischen Regierung hat sich als Bäckerjunge maskiert, während der Telegraphist als Marineoffizier auftritt. Die Tracht der beiden eingeborenen Eskimo-Assistenten, die als Hilfskräfte dem Gouverneur zugeteilt sind, drückt die unbestimmte Sehnsucht dieser Menschen des eisigen Nordens nach dem fernen Süden aus. Der eine hat die Maske eines spanischen Stierkämpfers, eines Toreros, gewählt, den er wohl einmal in einer Zeitung abgebildet sah. Sein Kollege ist als südfranzösischer Fischer verkleidet. Der Himmel weiß, wie er zu diesen malerischen Garderobenstücken gekommen sein mag! Was die Frau Gouverneur anbetrifft, so hat sie sich die Sache leicht gemacht. Sie wählte die Maske einer „Amerikanerin in den Ferien" und zog weiße Shorts an.

Spanische Tracht in der Arktis

Etwa 40 junge Mädchen wetteifern miteinander, Ballkönigin zu werden. Die schönste ist zweifellos die 20jährige Elisabeth, die Tochter eines Robben- und Walfischjägers, die — ein eigenartiges Bild — als „Carmen" erscheint und das Kostüm einer Spanierin aus Sevilla angelegt hat. Einstimmiger Jubel herrscht, als diese Carmen des hohen Nordens mit dem mongolischen Lächeln zur „Prinzessin Karneval" ausgerufen wird und den Ehrentanz mit dem Gouverneur absolviert.

Die ganze Nacht dauert dieses fröhliche Fest, bis der Phonograph immer heiserer, die Zahl der leeren Flaschen immer größer und die Hitze im Raume immer drückender wird. Die kleine sehnige Mary, die bis von Jakobshavn mit dem Hundeschlitten hierher gereist ist und sich als Girl kostümiert hat, lächelt verführerisch, aber als wohlerzogenes Eskimomädchen sagt sie zu allen Komplimenten, die man ihr macht, nur „Ap", was in der Eskimosprache „Ja" heißt. Ihre Freundin Niviarsiak hat gar einen Radioapparat mitgebracht, den der Regierungstelegraphist reparieren soll. Der Apparat ist die einzige Unterhaltung, die Niviarsiak in ihrem einsamen Schneezelt hat.

Walzerklänge in Grönland

Einer der Gäste ist der Eskimo Palese, von dem seine Landsleute stolz berichten, er habe mit drei Kameraden und 60 Schlittenhunden nur acht Tage gebraucht, um 1000 Kilogramm Fleisch von Nugsuak nach Jakobshavn zu transportieren, eine Strecke, die 800 Kilometer lang ist. Im Winter wird er wieder auf der „Route der weißen Walfische" reisen, jener seltsamen Straße auf dem polierten Eise, die jedes Jahr die Männer auf ihren Hundeschlitten passieren müssen, um nördlich der Meerenge von Vaigat an den Walfischjagden teilzunehmen. Aber wer denkt jetzt an solche Strapazen — jetzt ist Maskenball im Hause des Gouverneurs, und die Zärtlichkeiten, die die jungen Pärchen austauschen, sind nicht anders als beim Münchner Fasching oder beim Karneval in Nizza.

Immer wieder aufs neue ertönt der Walzer von Strauß, zu dessen Klängen sich die Paare drehen; dann folgt der amerikanische Marsch, der wiederum von einem argentinischen Tango abgelöst wird. Mit den Tanzschritten darf man es nicht so genau nehmen, sie stimmen durchaus nicht immer mit der Musik überein. Die Eskimos von Grönland haben zu wenig Gelegenheit, sich zu Meistertänzern herauszubilden. Aber das tut der Fröhlichkeit keinen Abbruch, und lange noch, nachdem sich der Gouverneur und seine Frau zurückgezogen haben, drehen sich die jungen Paare, deren Augen mehr sprechen als ihr Mund. Erst in den frühen Morgenstunden klatscht der Inspektor in die Hände und gibt das Signal zum Aufbruch. Der Ball des Gouverneurs ist beendet . . .

Wo der Polizist Steuern kassiert

Die nördlichste Polizei der Welt wird 50 Jahre alt

Polizeisender Shediac funkt

Die nördlichste Polizei der Welt, die Bewachungstruppe des Gebiets um die Hudson-Bay, deren Dienst außerordentlich vielseitig und schwierig ist, kann auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken.

„Hier spricht der Polizeisender Shediac! Achtung! Achtung! An alle Küstenorte! Wir machen darauf aufmerksam, daß vier Schmugglerschiffe mit Sprit unterwegs sind. Wir warnen vor dem Genuß geschmuggelten Sprits, er ist nur um weniges billiger, enthält aber ein Gift, das unter Umständen tödlich wirken kann: nämlich Methylalkohol! Wir hindern niemanden an dem Genuß dieses Gesöffs — wir warnen aber jeden guten Kanadier . . . Achtung! Achtung! An alle . . .

Alle zwei Stunden gibt der Sender der nördlichsten Polizei der Welt seine Meldungen durch. Einmal warnt er vor gefährlichem Sprit, ein andermal gibt er den Steckbrief eines Mörders bekannt. Vielseitig und umfangreich ist sein Dienst, denn das Land ist groß und die Polizisten können nicht überall sein. Aber so ein kleiner Rat durch den Rundfunk tut auch seine Wunder. Als diese Truppe vor fünfzig Jahren gegründet wurde, las man eine Handvoll Leute auf, die im höchsten Norden nach dem Rechten sehen sollten. Erst ein Dutzend, dann zwei, und später wurden es immer mehr, da im Laufe der Jahre ja auch die Aufgaben wuchsen. Heute stellt sie eine militärisch durchgebildete Großorganisation dar, der von den neun kanadischen Provinzen bereits sechs unterstehen, allerdings mit Ausnahme der Stadtbezirke.

Aus der früheren Eispolizei hat sich eine Truppe von über 2400 Mann und 90 Offizieren herausgebildet, lauter Kerle, die, wie ein geflügeltes Wort bei den Pelzjägern und Schatzgräbern sagt, „nicht einmal den Teufel in seiner eigenen Behausung fürchten". Das Polizeihauptquartier ist in Ottawa untergebracht. Von hier aus wird der ganze Ordnungs- und Bewachungsdienst für das riesige Land dirigiert, wird der Küstenschutz eingerichtet und schließlich auch noch die Zollkontrolle überwacht. Nur die fähigsten Beamten schicken sie da hinauf, Leute, die im wahrsten Sinne des Wortes alles können. Denn dort oben ist der Polizist noch gleichzeitig Postbote und Steuerkassierer. Er muß die Einwanderungen überwachen, in seiner Macht steht es, Niederlassungen zu bewilligen und Einbürgerungen zu vollziehen. Daneben muß er mindestens einmal im Monat die Fischereigründe seines Bezirks kontrollieren und auch hin und wieder den Goldminen einen Besuch abstatten.

Manchmal hat er auch bei Zwistigkeiten den Richter zu ersetzen; die Indianer und Eskimo wenden sich nicht selten mit ihren Alltagssorgen an ihn, und da muß er oft genug Sanitätsbeamter spielen und seine medizinischen Kenntnisse hervorkehren. Zwischendurch gibt es Verbrecherjagden, die da oben oft monatelang dauern. Unlängst ist ein Leutnant 14 Wochen auf der Fährte eines Mörders gewesen, Tag und Nacht im Sattel, ehe er ihn hatte. Und daß der Abtransport eines solchen Burschen von unwegsamen, unbewohnten Gegenden in zivilisierte Gebiete und bis zur nächsten Polizeistation kein Kinderspiel ist, kann man sich vorstellen . . .

Ein junges Mädchen schwamm alleine . . .

mitten auf dem Ozean — Cynthia rettete 32 Schiffbrüchige

So angenehm es ist, einem hübschen jungen Mädchen, das ganz allein ist, zu begegnen, so gibt es doch Situationen, in denen man darauf ganz und gar nicht gefaßt ist. Wenigstens wollte John Bunell, der bärtige Kapitän des Schleppers „Cayuga", seinen Augen nicht trauen, als er mitten auf hoher See, etwa 7 Meilen von der Bai von Long Island entfernt, mit seinem Schiff einer solchen jungen Dame begegnete, die nichts „um sich herum" hatte, weder ein Schiff noch ein Kleidungsstück.

So kam es, daß John Bunnell, nachdem er sich angesichts der auf den Wellen des Ozeans schaukelnden Nixe erst einmal heftig die Augen gerieben hatte, vom Fallreep die geistreiche Frage hinunterschleuderte: „Sind Sie ganz allein?" — „Nein, es warten noch 32 Personen auf mich!" antwortete die Stimme aus dem Wasser, die unzweifelhaft einem menschlichen Wesen und nicht einer Meerjungfer angehörte. Man verzeihe es dem wackeren John Bunnell, daß es noch eine ganze Weile dauerte, bis er die Eva ohne Feigenblatt mit Hilfe eines von kichernden Matrosen besetzten Rettungsbootes aus dem Ozean holen ließ. Schließlich kommen solche Begegnungen auf hoher See nicht alle Tage vor.

Nachdem man das Mädchen, das sich als Miß Cynthia Chapin, 19 Jahre alt und Tochter eines Newyorker Bankiers vorstellte, in warme Tücher gehüllt hatte, erfuhr man die Hintergründe ihrer seltsamen Schwimmexpedition, die 32 dem Tode geweihten Menschen das Leben rettete, obgleich sie ganz gewiß ein schlimmes Ende genommen hätte, wenn die „Cayuga" nicht rechtzeitig den Kurs der kühnen Schwimmerin gekreuzt hätte.

29 fröhliche Passagiere, 13 Männer und 16 Mädchen, unter ihnen Miß Cynthia Chapin, befanden sich auf einer 11 Meter langen Jacht auf der Heimkehr von einer Fischpartie und steuerten auf die Baiwon Long Island zu. Außer den Passagieren waren noch vier Mann Besatzung an Bord. Gegen Mitternacht — eine dichte Nebeldecke hatte sich über das Meer gelegt — erreichte die feuchtfröhliche Stimmung ihren Höhepunkt. In mehr oder minder schwankendem Zustande begaben sich die Passagiere trotz der Warnungen des Steuermanns auf das Dach der Kajütte und begannen dort Tänze aufzuführen. Vermutlich war die plötzliche Gewichtsverschiebung schuld daran, daß die Jacht plötzlich kenterte.

Alle 33 Insassen stürzten ins Wasser und klammerten sich verzweifelt an das kieloben treibende Schiff. Furchtbare Stunden vergingen, in denen die Schiffbrüchigen, nüchtern geworden, einander mit Vorwürfen überhäuften. Wie lange konnte es noch dauern, ehe das Schiff in die Tiefe sank und die 33 Menschen dem sicheren Tode überlieferte? Nach der Ansicht des Steuermanns konnte man nicht allzu weit von der Küste entfernt sein, eine Ansicht, die sich freilich als Trugschluß erwies. Man hielt es für möglich, daß ein guter Schwimmer unter Umständen das Land erreichen und Hilfe herbeiholen könne. Aber niemand war bereit, das Wagnis zu unternehmen. Die Männer rührten sich nicht einmal, als Cynthia erklärte, es sei eine Schande, daß sich nicht ein einziger tapferer Gentlemen unter ihnen befände.

„Ich selbst werde schwimmen", erklärte Cynthia schließlich, „wenn alle Männer zu feige sind". Keiner hinderte sie, als sie sich, allen Kleiderballast von sich werfend, mit langen Schwimmstößen von dem gekenterten Schiff entfernte. 15 Stunden schwamm Cynthia, und war der Verzweiflung nahe, als sie die „Cayuga", noch 7 Meilen von der Küste entfernt, auffischte. Alle 32 Schiffbrüchigen konnten durch die mutige Tat des jungen Mädchens gerettet werden.

Er ist guter Laune

Zander-Multiplex-K.

Welt der Frau

Altern ohne Angst

Es gibt keine „Torschlußpanik" in der Liebe

Von Charlotte Köhn-Behrens

Manche Frau wird oft schon in der Vollkraft ihrer Jahre durch ein drohendes Gespenst geängstigt, das am Horizont ihres Lebens wie ein fressender Schatten erscheint: die Wechseljahre. Mütter und Großmütter, Tanten und Großtanten — alle haben darunter gelitten; sie selbst wird also auch leiden müssen, wenn der „Wechsel" eintritt. Schwindel, Herzklopfen, Angst, Depressionen werden ihr das Leben verbittern — so glaubt sie — und geht mit völlig falschen Befürchtungen in diese Jahre hinein, die zu den guten, schönen, klaren Zeiten ihres Lebens gehören sollten und müßten. Aber nicht nur die Frau — auch der Mann fürchtet die „kritischen Jahre". Ist diese Furcht aber überhaupt begründet, wenn man sein Leben richtig zu leben versteht?

Die ärztliche Wissenschaft hat uns bewiesen, daß beispielsweise bei den natürlich und vernünftig lebenden Bauern die Wechseljahre praktisch gar keine große Rolle spielen, zumindest, daß sie dort ohne die bei den Städtern so gefürchteten körperlichen Beschwerden vorübergehen. Der Grund dazu ist aber nicht nur in ihrem viel gesünderen allgemeinen Leben zu suchen, sondern auch in ihrer natürlichen und unverkrampften seelischen Haltung.

Wir haben, angeregt durch diese Ereignisse, ein Mitglied des Deutschen Instituts für Psychotherapie und Seelenkunde, Frau Margarete Seiff, über ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete befragt und in der Unterhaltung mit ihr Aufschlüsse über die grundlose „Torschlußpanik" bei Mann und Frau bekommen.

Im Worte „Torschlußpanik" liegt schon eine wesentliche Erklärung. Der Urgrund aller „Erkrankungen" in dieser Zeit ist die Angst. Angst? Wovor? Nun, zunächst einmal — seien wir ehrlich — wird von Mann und Frau das Ende der Liebesbeziehungen gefürchtet, das eben doch in Glück und Leid in Angst, Unruhe und stürmischem Jubel das Leben so lange gestaltete. Ist denn aber um diese Zeit schon wirklich ein ‚Ende der Liebe" gegeben? Sie wandelt sich doch nur, und es ist ein altes, aber deshalb eben so falsches Vorurteil, daß nur für die Jugend die Liebe etwas Großes bedeute. Rainer Maria Rilke sagt mit Recht, daß junge Menschen, in deren Wesen es liegt, keine Geduld zu haben, „die Liebe noch nicht können, sondern erst lernen müssen". Wer die Probleme, Irrtümer und Qualen junger Menschen um die Liebe kennt, wird sie gewiß nicht beneiden. Sollte nun der Gereifte nicht für sich und den andern aus dem Durchstehen seiner Erlebnisse für das wirkliche und tiefe Geheimnis der Liebe gelernt haben? Oder sollte er etwa gar nicht „gereift" sein?

Vielleicht haben wir in dem Fehlen des Wunsches, wirklich zu reifen, den wahren Grund der seelischen Qualen über die unverwünschten körperlichen Vorgänge bei Mann und Frau zu suchen. Sie betonen zu häufig noch in diesen Jahren fälschlich die rein körperliche Seite der Liebe, während ihnen die Gemeinschaft mit dem anderen, die Zuneigung zu ihm und das gegenseitige Tragen des Lebens erst vielleicht die schöneren und schönsten Liebesstunden bescheren würde. Dichter, Schriftsteller und viele andere Künstler haben es in Wort und Schrift immer wieder niedergelegt, daß ihnen ihre schönsten und tiefsten Erlebnisse nach dem 40. Jahr geschenkt wurden. Patienten aller Kreise betonen später oft das gleiche.

Späte Torheiten

Wenn man allerdings die Torheiten der Jugendliebe nachholen will dann kommt es zu schlimmen Katastrophen. Jene 52jährige Frau eines Kolonialwarenhändlers, die ihren Mann und zwei erwachsene Töchter verließ, um mit der Ladenkasse und dem neuen 24jährigen Verkäufer durchzubrennen, ist allerdings von Wechseljahrängsten gehetzt und verfolgt. Und der Mann, der nach 30jähriger glücklicher Ehe plötzlich sein Herz an das 18jährige „Fräulein Nummer" aus einem Varieté verlor, um endlich sein „großes Schicksal" zu erleben, ist ebenfalls eine typische Erscheinung für alle die, welche der Torschlußpanik in vollem Umfange erlegen sind.

Meist haben solche Menschen ihr ganzes Leben richtig „gelebt", so daß sie nun plötzlich von dem Wahn besessen sind, sie müßten Glück und Erlebnis „nachgeliefert" bekommen. So etwas gibt es im Leben des Tatsächlichen nicht, und glücklich ist immer nur der, der mit seinen Jahren und den sich daraus folgernden Gegebenheiten in Harmonie lebt. Frau Seiff erzählt, unbemittelte Patienten könnten sich oft nicht vorstellen, daß reiche Leute auch Neurosen haben, da „sie ja alles hätten". Es kommt aber allein auf die Erlebnisfähigkeit eines Menschen an. Schopenhauer erklärt in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit schön und eindringlich, daß es Torheit sei, einen Goethe oder Byron um die „Erlebnisse" zu beneiden, die sie zu ihren Gedichten geführt hätten. Eher sind sie um die Phantasie zu beneiden, mit der sie genossen haben, was sie erlebten. Wer also in reiferen Jahren Liebe, Glück und Kampf in der Form der Jugend nachserviert bekommen will, wird in neue neurotische Aengste verfallen und damit auch körperlich alle Wechseljahrkrisen erleben. Die anderen aber werden nun erst die höhere, kostbare und tiefe Form des Lebens und der Liebe recht genießen und dem Teufel und der Angst ein Schnippchen schlagen.

„Süße Siebzehn"

Es ist in der Praxis oft genug vorgekommen, daß Frauen mit schweren Wechseljahrsbeschwerden darüber klagten, wie Pillen, Spritzen und ähnliche Hilfen kaum geholfen hätten, während die seelische Erkenntnis und Annahme der neuen, aber nicht zu fürchtenden Sachlage eine Behebung aller, auch körperlicher Uebelstände zuwege brachte. Man darf dann allerdings nicht mit 47 Jahren plötzlich wieder eine „süße Siebzehn" sein wollen. Aber die schönsten Gaben der Frau: Klugheit, Güte, Verständnis und Bereitschaft zum Mitempfinden können erst auf dem Wege, der zwischen 17 und 47 liegt, erworben werden!

Mit den Männern ist es ähnlich. Ein „alter Knabe", wie das Volk richtig und treffend sagt, ist eine lächerliche Figur, wenn er mit der roten Nelke im Knopfloch und am Arm einer Achtzehnjährigen einherstolziert. Dem rechten Manne dagegen, der Klugheit und Einsicht im Ueberblick über das Leben gewonnen hat, stehen viele Türen des Schicksals offen.

Rettende Mütterlichkeit

Bei der Frau, die Mutter ist, spielen noch oft ungelöste Bindungen zum erwachsenen Kinde eine Rolle. Auch die Schwiegermuttertragödien entstehen aus diesem falschen Nichtloslassenkönnen. In Indien erzieht man in religiösen Riten die Frau zur Hergabe von liebgewordenen Dingen. Der Ritus der „Hergabe der Frucht" soll sie beizeiten daran gewöhnen, daß sie später dem Kinde das zweitemal beim Erwachsensein „das Leben schenken muß." So wird die Angst der Mutter des erwachsenen Kindes vom Unausgefülltsein am besten überwunden, wenn sie nie den Zusammenhang zu ihrem Mann, dem Gefährten ihres Alters, dem Kinde zuliebe verlor, und wenn sie sich später entschließt, in einem der großen nationalen Wohlfahrtsanstalten, wie NSV oder Rotes Kreuz, ihre Mütterlichkeit durch Hilfe an vielen auszuleben.

Menschen mit Aufgaben und erfülltem Leben drücken ihre Wechseljahrserscheinungen auf ein Minimum des Unangenehmen herab. Und für eine letzte wesentliche Ueberwindung der Angst, die sich in diesen Jahren so oft unnötig katastrophal auswirkt, ist wieder der Bauer Bild und Vorbild. Er baut sich schon in reifen Jahren beizeiten sein Altenteil, so daß ihn keine Furcht vor der Lebensgestaltung bedrückt, unsicher oder unfrei macht. Das „Was wird aus uns, wenn wir alt werden?" hat bei ihm keine Bedeutung. Jeder Städter braucht nach seinem Lebenskampf auch in gewissem Sinne sein beizeiten gebautes Altenteil, auf das er sich freuen kann. Wenn nicht Kapital oder Pension diese Beruhigung gibt, stehen heute andere Möglichkeiten zu Gebote. Es gibt genügend verschiedene Formen von Altersversicherungen, die bei Lebzeiten eine Rente für die Dauer des Alters gewährleisten. Das Eingehen einer Lebensversicherung ist eine der vielen praktischen Möglichkeiten, die schädliche Angst vor dem Alter zu besiegen, — das Alter, das zu allen Zeiten Krönung und Vollendung des Lebens, segnende Zusammenfassung des Gelebten und Erlebten sein sollte. Dieser Altersschutz gibt schon in den Jahren des Schaffens ein belebendes Gefühl der Sicherheit. „Man könnte Menschen zu Göttern machen, wenn man imstande wäre, ihnen die Angst zu nehmen", sagt Schiller.

Kleine Nützlichkeiten

Molken

Es ist viel zu wenig bekannt, wie gesund und wohlschmeckend die Molken sind, die sich bei der Milch absetzen, wenn sie zu Quark gerinnt. Man läßt den weißen Käse gut abtropfen, stellt die Molken kalt, damit sich Rückstände setzen können und reicht die Molken dann, nachdem man sie vorsichtig vom Satz abgegossen hat.

Mazzagran

In Bowlengläser füllt man kalten Kaffee, tut Eisstückchen dazu und übergießt mit einem Schuß Kognak oder Kirschwasser. Wer das Süße liebt, nimmt einen süßen Likör — Sherry oder Marasquino — zum Uebergießen.

Lächeln und Lachen
über lustige Sachen

Dann allerdings!

Lehrer: „Wenn dir deine Mutter eine Mark gibt und du sollst für 40 Pfennige Butter holen, wieviel bringst du dann zurück?"

Der kleine Max: „Gar nichts, Herr Lehrer!"

„Aber, das kann doch nicht stimmen, denke doch mal nach!"

„Doch, das stimmt schon, Herr Lehrer, denn wir sind noch 60 Pfennige schuldig!"

*

„James", sagt die Gräfin zu dem neuen Diener, „wenn ein Besucher kommt und Ihnen seine Karte geben will, halten Sie ihm diese Silberschale hin!"

„Sehr wohl, gnädige Frau."

Am nächsten Tage klingelt es am Portal; James öffnet und kommt nach geraumer Zeit wieder.

„War jemand da, der mich sprechen wollte?" erkundigt sich die Gräfin.

„Jawohl."

„Haben Sie ihm auch die Silberschale hingehalten?"

„Ja — der Herr sagte: ‚Vielen Dank', nahm die Schale und ist wieder fortgegangen."

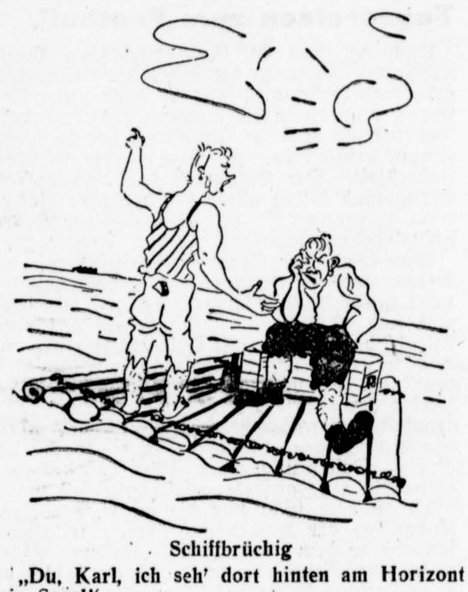
(Der Stern)

*

Richter: „Sie geben also zu, Ihrem Hauswirt eine Nase gezogen zu haben, und behaupten frech, dazu berechtigt gewesen zu sein?"

Angeklagter: „Jawohl! Alles, wozu ich nicht berechtigt bin, hat er in einem langen Kontrakt festgelegt. Von seiner Nase steht nichts darin."

(Berl. Illustr. Ztg.)



Schiffbrüchig

„Du, Karl, ich seh' dort hinten am Horizont ein Segel!"

„Na, wenn schon, Hein, was nützt uns ein Segel?! Wir haben ja doch keinen Mast!"

Der Eimer

Die Magd kam vom Felde zurück, mit einem leeren Eimer.

„Nanu", sagte der Bauer, „der Eimer ist ja leer! Hat denn die Kuh keine Milch gegeben?"

„Doch. Fünf Liter und einen Tritt mit dem Hinterbein!" (Fliegende Blätter)

Ein kleines Mädchen steht vor der Haustür: „Ach, entschuldigen Sie", redet sie einen vorbeigehenden Herrn an, „würden Sie so freundlich sein und mir mal die Türe aufmachen?"

„Aber natürlich, mein Kind", meint der Herr und öffnet ihr die Tür.

„Warum hast du sie dir denn nicht allein aufgemacht? Du bist doch schon so groß?"

„Ja, aber die Klinke ist frisch gestrichen."

(Allgemeiner Wegweiser)

Der Reservist einer Scheinwerferabteilung ist zu Besuch bei seiner Freundin

„Illustradet", London

Vorsichtig

„Sie schreiben uns, daß Sie unsere Rechnung erst dann bezahlen, wenn wir die ihrigen beglichen haben. Wir müssen Ihnen aber mitteilen, daß wir uns auf so ungewisse Zahlungstermine nicht einlassen können!"

*

„Und wie alt ist dein kleines Brüderchen?" fragte die freundliche Dame.

„Das weiß ich nicht; es ist erst seit gestern bei uns!" antwortete Paulchen. (Koralle)

*

Mümmchen hat noch so allerhand dumme Gewohnheiten. Jeden Tag kommt etwas anderes zum Vorschein. Neuerdings zeigt sie auf alle Menschen mit dem Finger.

„Das darfst du nicht, Mümmchen", sagte ich, „das gehört sich nicht, mit dem Finger zu zeigen!"

Mümmchen macht ganz große Augen und fragte: „Aber warum heißt denn dann der Finger Zeigefinger, Papa?"

*

Edi und Eva gehen auf die Hochzeitsreise. Im Auto. Edi bittet den Schofför, nicht zu erzählen, daß sie Hochzeitsreisende sind. Trotzdem tuschelt im Hotel alles.

„Haben Sie doch gesagt, daß wir Hochzeitsreisende sind?!" brüllt er den Schofför an.

„Nein", sagt dieser gelassen, „ich habe gesagt, daß Sie erst in einigen Monaten heiraten werden." (Der Stern)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Verstopfung
übermäßiges Fett, Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden vermeide man durch gründliche Reinigung von Darm, Blut und Säften mit
Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz.
Der Erfolg überrascht!
Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.—

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Achtung hartes Wasser!
KALK
Henko
macht hartes Wasser weich!
H58c/37

Sie wollen schlank werden?
So gehts vielen, wenn Sie sich auch nicht zu den Starken zählen. Wer ohne Hungern und Einschränkungen schlank bleiben will, trinke regelmäßig den naturreinen, unschädlichen
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
Auch als Drixtabletten und Drix-Extra (Dragees) in Apotheken und Drogerien

Vereinsamt
müssen Sie nicht durchs Leben geh. In feinsinnig., diskreter Art bietet
NEULAND
Ihnen Gelegenheit mit ehrenh. Ehewilligen, zunächst ohne Namensnenn. in Verbindung zu treten. Seit 2 Jahrz. erfolgr. Auskunft unverbindl. verschl. u. ohne Absenderaufdruck J. Bösl, Pasing-München R

Wir liefern Strick-Maschinen
für Hausgebrauch mit Warenabnahme an jedermann. Entfern. kein Hindernis. Verlangen Sie kostenlos unverbindlich Auskunft von Gustav Nissen & Co. Hamburg Postamt 6

Figur
und Büste verbessern Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-F 4 6

Neue Geschäftsverbindungen
vermittelt erfolgreich die Anzeige in unserer Zeitung!

Laubsägerei
Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof (Pfalz.) 11

Gute Musik-Instrumente
von Musik-Spezialfirma HEROLD & Co. KLINGENTHAL Nr. 15
Katalog kostenlos für Handharmonikas Sonderliste verlangen

EISU Stahl- Holz- Betten Stahlfeder- u. Auflege-Matratzen
Nur gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle. Katal. fr. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

AKUSTIKA SCHUTZ
und WOHLTAT für jedes OHR bei Zugluft, Wind, Erkältung, beim BADEN. Die antisept. schalldurchlassend. Tierhaarpfropfen sind vorzüglich, selbst bei altem Ohrenleiden! In Apoth. Drog. 30 und 90 Pf.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 37 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 10. September 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Tapfer, hart und entschlossen schützt der deutsche Soldat das deutsche Land

Zeichnung: Fritz Neumann (Bavaria-Verlag)

Die große Kameradschaft!

Der Führer hat gesprochen! Die Welt steht noch im Banne seiner denkwürdigen Worte. Mit ehernem Griffel schreibt das deutsche Volk heute seine Geschichte. Schicksalsverschworene sind wir jetzt alle — Soldaten, Arbeiter, Männer und Frauen, Alter und Jugend. Die Stunde — sie findet ein starkes, verantwortungsfreudiges Geschlecht, bereit zur Wahrung der höchsten Güter unseres Volkes. Ein Reich — ein Volk — ein Führer!

Es gibt Zeiten, in denen der Zusammenhalt die einzige Möglichkeit der Erhaltung, des Aufstieges und der Stärkung ist. Das gilt schon in den kleinen Gemeinschaften, aber noch viel mehr in der größeren: in der Volksgemeinschaft. Verbundenheit stärkt, freilich nur, wenn sie einsichtig und willig ist. Wo kleinliche Rechthaberei, Haß und Neid unter den Volksangehörigen am Werke sind, da wird an der Volkskraft gezerrt, sie wird da hinabgedrückt, und die Ergebnisse sind dann auch entsprechend. Größeres und Großes kommt nur durch Einordnung, Zusammenhalt und Tatbereitschaft zustande.

Es kommt jetzt darauf an, daß alles Volkserwünschte und Volksnotwendige geschieht. Man muß wissen, wohin man gehört, mit wem man es zu halten und daß man seine Schuldigkeit zur Haltung, Hebung und Förderung des gemeinschaftlichen Wohles zu tun hat. Wahre Kameradschaft heißt die Losung. In der Familie, im Beruf, im Staat, ganz besonders aber bei Gefahren, die der Volksgemeinschaft drohen! Allerdings sind wir untereinander verschieden veranlagt, verschieden in der Gestalt, in der Kraft, im Wissen und Können, und so äußern wir uns auch verschieden.

Dennoch aber können wir gute Kameradschaft halten. Das geschieht, indem wir das Volkswohl allen privaten Bedürfnissen und Neigungen voranstellen. So bleiben Gemeinschaftssinn und Gemeinschaftsgeist in uns wach, und wir kommen so den Gemeinschaftsfragen näher und näher und finden bei allen Verschiedenheiten in den Einzelheiten uns zur Erreichung der Volksziele geeint zusammen. Verschiedenheiten sind ja nicht dazu da, sie zu betonen und daraus abzuleiten, daß dagegen nichts zu machen sei, sondern ihr Sinn ist: sie für die Gesamtheit einmütig zu nutzen.

Es ist doch wirklich nicht so, daß, wer dies und jenes nicht versteht oder nicht kann, einfach nichts versteht und nichts kann, sondern meist versteht und kann der andere etwas anderes besser, und so hadert man nicht mit ihm, um seines Unvermögens willens, sondern man sucht sein Vermögen (Wissen und Können) hier bestens zu nutzen: es besser auszubilden, es zu stärken und wirksamer zu machen. Je mehr wir uns des Goethewortes bewußt werden: „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem anderen wirkt und lebt", desto besser werden wir begreifen, daß wir das Unsrige zur Gemeinschaftsstärkung beitragen müssen.

Die Mühe, die sich der eine um den anderen macht, kommt nicht nur dem anderen zugut, sondern der sich um den anderen Bemühende wird dadurch selber geschulter, einsichtiger und stärker. So etwa wie es Plato voraussagte: „daß wir im Suchen nach dem Wohl des anderen unser eigenes finden." In mannigfachen Abhandlungen kehrt dieser Grundgedanke wieder. So auch in diesen beiden: „Wer fremde Wunden heilt, lernt daran auch die eigenen heilen. Wer jederzeit den Wunsch in sich pflegt, den anderen Teil glücklich zu machen, der wird auch selber glücklich werden." Gewiß kann jeder Mensch an sich und die Seinen denken. Denn ein Blinder kann keinen Blinden führen, und kein Lahmer kann einen Lahmen stützen. Aber das An-sich-selberdenken hat eine Grenze: Wer nur an sich oder zu viel an sich selber denkt, tut nichts oder zu wenig für das erforderliche Gemeinschaftliche. So schwächt er die Gemeinschaft, und die Gemeinschaft kann infolgedessen nicht das für ihn tun, was sie bei besserer Verfassung für ihn zu tun imstande wäre.

Wir haben es aber nicht nur mit Ungerechtigkeiten und Feindseligkeiten der Völker untereinander zu tun, sondern auch mit den Unbilden und Schrecken der uns umgebenden Natur, mit Ueberraschungen mancher Arten, nicht zu vergessen mit haltlosen Gerüchten, dieser und jener Art. Gegen die größeren vermeidbaren Uebel vermag der einzelne Mensch nichts oder nur wenig, die wohlorganisierte, gestählte Gemeinschaft bringt vieles, ja unmöglich Erscheinendes zustande.

Je nach der Zeit und Notwendigkeit müssen wir zum Besten unseres Volkes Opfer bringen, Dinge, Geld, Wissen, Erfahrung, Ermunterung, Tapferkeit geben, seelischen Beistand leisten, ein wirksames Vorbild geben. Alles Geben und alles Nehmen hat den Sinn, die miteinander Verbundenen stärker und leistungsfähiger zu machen, sie zur wahren Volksgemeinschaft zu führen.

F. A. B.

Hüter der Volksgesundheit

Bildbericht: du Vinage

Aus dem Leben eines deutschen Landarztes

Man sitzt in der Großstadt, hat seinen Hausarzt, hat, wenn man leider damit zu tun hat, „seinen" Zahnarzt, „seinen" Augenarzt, sicher — — und womöglich noch für andere Leiden weitere Spezialisten. Man kennt sicher ein Krankenhaus für dies, eins für jenes Leiden. Kurzum — man ist wohlaufgehoben.

Und denkt: So ist es allüberall in der Welt.

Kein Mensch denkt je daran, daß das so durchaus nicht überall ist. Daß das Land durchaus nicht nur aus Städten besteht, sondern auch aus weite Strecken einsamer Gegenden, Landbevölkerung, nur ab und zu ein Dorf. Da sind auch Menschen, die krank werden, die in Gefahr schweben, die auch Zahnschmerzen und schlechte Augen haben und weiß Gott, was sonst noch. Wer aber hilft ihnen?

Hier befinden wir uns in dem segensreichen Wirkungsfeld des Landarztes. Er muß alles können, von ihm erwarten die Patienten weit mehr, als je von einem Arzt in der Stadt verlangt wird, der seine Patienten ja immer zum Spezialisten schicken kann. Der Landarzt, aber muß auf alles gefaßt sein, die Verantwortung allein tragen, er kann nicht ein Konzilium von Kollegen einberufen — dann könnte es bei den Entfernungen meist schon zu spät sein. Er ist mit den modernsten technisch-medizinischen Mitteln ausgestattet, er braucht ja all die Neuerungen am allernötigsten. Er bildet sich fortwährend weiter, und ist mit Sicherheit auf den verschiedensten Gebieten der Medizin versiert. Auch ein geschickter Autofahrer muß er sein — die romantischen Zeiten vom Vater Hausarzt mit langem Bart und Pferdegespann sind vorbei — er muß die Sorgen seiner Patienten auch auf anderen Gebieten verstehen und teilen können. Muß er doch auch oft Tiere kurieren! Und vom Stand des Kornes was verstehen, um seinen Patienten auch darüber so manch ein freundliches teilnehmendes Wort zu sagen. So ist er rastlos am Werk, vor der Frühsprechstunde beginnen die eiligsten Visiten, zwischen den Sprechstunden wieder Besuche und dann oft noch abends weit über Land. Aber all die Mühe und sorgende Hingabe, die der Landarzt seinen Patienten widmet, wird mit viel Dank belohnt. Er ist ihr Freund und Helfer, sie wissen es wohl, und sparen nicht, ihm mal eine kleine Freude mit einem Körbchen frischer Erdbeeren oder herrlich geratener Blumen zu machen. Viel Fleiß, viel Mut, viel Kräfte und Nerven kostet dieser Beruf — aber er ist von dankbaren Menschen belohnt.

Vor und zwischen den Sprechstunden ist der Landarzt unterwegs, um seine zahlreichen Patienten zu besuchen. Die kleine Liesel hat eine langwierige Krankheit hinter sich. Sie ist noch nicht ganz wieder kuriert, aber vertrauensvoll richten sich ihre Augen zugleich mit denen ihres Vaters auf den ärztlichen Freund und Berater, vor dem, wenn es möglich ist, aller Schmerz und alle Krankheit aus dem Hause weichen müssen.

„Hallo, Herr Doktor! Hier dieses Kistchen frischer Früchte ist für Sie. Sie haben uns so oft geholfen, dafür dürfen Sie uns diese kleine Gabe nicht abschlagen." Und der Landarzt teilt die kleinen Freuden der Landbewohner, probiert, begutachtet und hat noch ein freundliches Wort, das das Band der Freundschaft zwischen ihm und seinen Patienten immer noch enger und vertrauensvoller gestaltet.

Auch in der Sprechstunde erwarten den Arzt manch freudige Ueberraschungen. Die Kleine bringt ihm Früchte aus dem Garten. „Die Mutter schickt mich — —"

„Wie war denn die Nacht, Mutter Lohse?" Sorgfältig widmet er sich jedem einzelnen Patienten. Die Frau hängt an seinen Lippen, sie weiß genau, er wird ihr helfen.

Fotos: du Vinage (Linden-Verlag)

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

9. Fortsetzung

Dr. Perfall: „Haben Sie Ihre Braut nachts noch gesprochen, als Sie heimkamen?"

Craven: „Nein, sie schlief schon."

Dr. Perfall: „Und als Sie später den Angeklagten im Arbeitszimmer überraschten, da kamen Sie aus dem Bett und waren im Nachtgewand?"

Craven: „Ja."

Dr. Perfall: „Sie haben dann den Diener in sein Zimmer eingeschlossen. Später telephonierten Sie an die Polizei?"

Craven: „Ja."

Dr. Perfall: „Haben Sie sich nicht erst, bevor Sie an die Polizei telephonierten, den Nachtanzug angezogen, nachdem Sie den Diener in sein Zimmer eingeschlossen hatten?"

Eine allgemeine Unruhe entstand. Was bezweckte der Verteidiger mit dieser Feststellung? Der bisherige geradlinige Verlauf des Prozesses erlitt seine erste Erschütterung. Der Staatsanwalt fühlte den Angriff gegen den Kronzeugen.

„Ich muß die Art solcher Fragen kritisieren, Herr Rechtsanwalt. Ob Herr Craven im Nachtanzug oder im Tagesanzug war, spielt für den Prozeß keine Rolle."

„Ich stimme Ihnen darin vollständig bei", sagte Perfall, „ich erkläre jedoch, daß mir der Angeklagte nachträglich auf das bestimmteste versichert hat, Herr Craven sei nicht im Nachtanzug erschienen, als er von ihm festgenommen wurde, sondern im Straßenanzug."

„Als die Polizei ankam, war Herr Craven im Nachtanzug", sagte der Vorsitzende. „Ich verstehe wirklich nicht, Herr Rechtsanwalt, welchen Einfluß es auf den Gang der Verhandlung haben könnte, ob der Zeuge im Nachtanzug oder im Straßenanzug war. Jedenfalls dürfen wir seiner Aussage mehr Glauben beimessen als der des Angeklagten, der bisher nur leugnet und sich widerspricht."

„Gerade das ist es, worauf ich die Aufmerksamkeit des Gerichts lenken möchte. Ich bezweifle die Glaubwürdigkeit des wichtigsten Belastungszeugen. Er war im Straßenanzug, als er den Angeklagten in sein Zimmer einsperrte. Dann verließ er ihn, zog sich den Nachtanzug an und telephonierte an die Polizei. Das ist doch sehr wesentlich, und ich bitte den Herrn Vorsitzenden, die Gründe festzustellen, die Herrn Craven veranlaßt haben, seinen Straßenanzug gegen den Nachtanzug zu vertauschen."

Der Vorsitzende schüttelte den Kopf und die Richter sahen mit eisiger Ablehnung auf Perfall. Im Publikum entstand eine gewisse Spannung, man wartete auf eine interessante Enthüllung. Schließlich wandte sich der Vorsitzende an Perfall:

„Und selbst wenn Herr Craven im Straßenanzug gewesen wäre — was würden Sie daraus für Folgerungen ziehen?"

„Wenn er im Straßenanzug war, so hatte er noch nicht geschlafen, wie er bisher behauptet. Seine Angabe ist also unwahr gewesen. Er war also noch angezogen und hatte Gründe, das zu verschweigen. Die Gründe interessieren die Verteidigung."

„Herr Craven", fragte der Vorsitzende, „Sie sagten, Sie waren im Nachtanzug, als Sie den Mörder festnahmen. Stimmt das?"

„Gewiß."

„Nun also! Dann setzen wir die Verhandlung fort."

Perfall spürte, daß er die Meinung des Gerichts über Craven nicht erschüttern konnte. Der Mann saß fest in seiner Position als Hauptbelastungszeuge. Der Vorsitzende schien es Perfall übelzunehmen, daß er durch zwecklose Angriffe gegen den Hauptzeugen die Verhandlung verschleppte. Der Nachmittag verging. Die Verhandlung wurde geschlossen und für den folgenden Tag festgesetzt.

*

Am zweiten Verhandlungstag drängten sich noch mehr Menschen in den großen Gerichtssaal. Die Teilnahme des Publikums wuchs, je mehr sich das Drama dem Schluß näherte.

Craven erschien heute ruhiger. So wie der Prozeß verlief, hatte er nichts zu befürchten. Dem Angeklagten hingegen merkte man an, daß er keine Hoffnung mehr hatte. Eine gewisse Abspannung war in den Mienen der Geschworenen und des Gerichts festzustellen. Die ergebnislosen Vernehmungen des Angeklagten trotz des geschlossenen Beweismaterials, das ziemlich feststehende Urteil, das im günstigsten Fall auf Totschlag statt auf Mord lauten würde, die schwüle, verbrauchte Luft des Raumes — das alles [illegible] ermüdend auf die Nerven. Unruhig allein war der Verteidiger des Angeklagten geworden. Er blätterte nervös in seinen Papieren und machte sich Notizen.

Die allgemeine Stimmung änderte sich jedoch rasch, als jene drei Zeugen vernommen wurden, die eine so außerordentlich wichtige Tatsache wie die Mittäterschaft einer bisher nicht festzustellenden Person bestätigten. Das Kinderfräulein Schanzer hatte sich in den Kopf gesetzt, durch eine möglichst genaue Personenbeschreibung die ausgesetzte Belohnung zu erringen. Sie berichtete daher die kleinsten Einzelheiten über das Aussehen des Unbekannten und schien sich als Muster für ihre Darstellung den Anwalt des Angeklagten genommen zu haben. Aber ihre sorgfältige Beschreibung wurde durch die Aussage ihres Bräutigams entwertet, der den Unbekannten anders gesehen hatte.

Als nach diesen beiden Zeugen der Vorsitzende den Chauffeur Berger verhörte und von ihm eine Beschreibung seines unbekannten Fahrgastes forderte, erregte jeder Satz des braven Autolenkers die Heiterkeit der Zuhörer. Denn der Chauffeur beschrieb eine Gestalt, die nicht im entferntesten jener ähnelte, die von dem Brautpaar beschrieben wurde.

Das Intermezzo, das eine allgemeine Entspannung in die übermüdete Atmosphäre gebracht hatte, war vorbeigegangen. Indes, so sehr die Personenbeschreibung der drei Zeugen voneinander abwich, ein Ereignis bestätigten sie übereinstimmend: Es gab noch einen unbekannten Mann, der an dem Mord beteiligt gewesen sein mußte! Auch waren alle drei Zeugen darin einig, daß dieser Mann zur kritischen Zeit aus dem Park gekommen war.

Das war wichtig. Es bewies das Einverständnis des Angeklagten mit einem Mittäter, den er nicht preisgeben wollte. Noch schlimmer: es bewies, daß es nicht allein um die Ermordung der jungen Dame ging, sondern daß hier Verbrecher am Werk waren, die sich ungewöhnlich geschickt im verborgenen hielten.

Diese Feststellung bildete den Schluß des Zeugenverhörs. Wie eine unübersteigbare Mauer stand diese Tatsache vor den Bemühungen des Vorsitzenden. Er machte eine Pause. Die Hand leicht über seine geschlossenen Augen haltend, wie um einem Gedanken ungestörter Raum geben zu können, dachte er nach. Dann sprach er leise mit den Beisitzern und wandte sich an Bernhard:

„Angeklagter wir sind am Schluß des Zeugenverhörs angelangt. Bevor ich dem Herrn Staatsanwalt das Wort erteile, möchte ich Ihnen folgendes sagen: Sie haben sich bisher auf vollständiges Leugnen verlegt. Die Geschworenen werden sich bereits ihr Urteil gebildet haben. Noch jetzt, in letzter Minute, haben Sie Gelegenheit, Angeklagter, Ihre Lage zu verbessern: Nennen Sie uns den Namen des Mannes, der mit Ihnen im Bunde ist. Ich verspreche Ihnen, daß Ihr Verbrechen mit allen Milderungsgründen, die im Gesetz vorgesehen sind, abgeurteilt werden soll. Ich verantworte diese Zusage, weil Ihr Geständnis uns die Möglichkeit gibt, wahrscheinlich eine Verbrecherbande dingfest zu machen."

Schwer und massig stand Bernhard hinter der Schranke. Gesenkten Hauptes hatte er die Worte des Vorsitzenden angehört. Er antwortete nicht gleich. Er hob den Kopf und sagte mit einer durch die lange Untersuchungshaft brüchig gewordenen heiseren Stimme:

„Glauben Sie mir doch endlich, daß ich unschuldig bin. Und glauben Sie mir, hohes Gericht, daß ich Ihnen niemand angeben kann, der den Mord begangen hat. Wenn Sie mich aber wegen der Erfindung des Geheimrats fragen, und ob ich da etwas aussagen kann, dann —", er erhob seine Stimme und sprach lauter, „dann habe ich einen Verdacht, den ich dem hohen Gericht —"

Perfall, der vor der Schranke saß, hinter der Bernhard stand, hatte sich blitzschnell umgedreht und blickte mit entsetzten Augen auf den Diener, der sogleich innehielt. Langsam wandte sich der Anwalt wieder seinen Papieren zu. Bernhard hatte ihn verstanden, er vollendete seinen Satz nicht. Als er plötzlich schwieg, drängte der Vorsitzende ungeduldig:

„So reden Sie doch endlich! Auf wen haben Sie einen Verdacht?"

Da aber der Angeklagte nicht antwortete, so fuhr der Staatsanwalt mit scharfem Ton dazwischen:

„Herr Rechtanwalt Dr. Perfall, ich habe soeben bemerkt, daß der Angeklagte auf Ihren Blick hin seinen Satz nicht vollendet hat. Ich bitte Sie, ihn zu veranlassen, weiter zu reden!"

Perfall stand auf:

„Der Angeklagte hegt Vermutungen, die er meiner Meinung nach dem Gericht nicht mitzuteilen hat."

„Darüber wird das Gericht entscheiden, nicht Sie, Herr Rechtsanwalt!" Der Staatsanwalt hatte diese Worte rügend, wie einen Verweis herübergerufen. Ebenso scharf antwortete Perfall:

„Ich bin es, der den Angeklagten verteidigt, es ist daher meine Sache, ihn zu beraten!"

Der Vorsitzende unterbrach:

„Ich schließe mich dem Herrn Staatsanwalt an, Sie hatten den Angeklagten nicht zu unterbrechen, als er uns Mitteilungen machen wollte. Angeklagter, was für einen Verdacht wollten Sie vorhin äußern?"

Aber Bernhard schüttelte nur stumm den Kopf und schwieg. Statt seiner beantwortete Perfall in bestimmter Form, jedes Wort betonend:

„Mein Mandat war im Begriff, einen Verdacht auszusprechen, für den er nicht den geringsten Beweis in Händen hat. Er hätte dadurch seine Lage nur verschlimmert. Aus diesem Grunde riet ich ihm, lieber zu schweigen."

Einen Augenblick lang herrschte peinliche Stille. Dann knallte wie ein Schuß das Papiermesser des Vorsitzenden auf die Platte des Richtertisches. Erregt erhob er sich:

„Ich behalte mir vor, den Zwischenfall auf Grund der protokollarischen Niederschrift im Disziplinarweg weiter zu behandeln. Die Verhandlung ist für heute beendet."

Der Gerichtshof entfernte sich schweigend. Auch die Zuhörer erhoben sich stumm, und, ganz unter dem Eindruck des seltsamen Zusammenstoßes zwischen Gericht und Verteidiger verließ die interessierte Menschenmenge das Gerichtsgebäude.

*

Dritter Verhandlungstag. Auch heute war der Verhandlungssaal vollständig besetzt. Stimmengewirr erfüllte den Raum. Der alte Geheimrat, von seiner Pflegerin begleitet, saß müde auf seinem Platz. Neben ihm Craven im Gespräch mit einem Herrn, der sich an das geschlossene Fenster lehnte. Auch die übrigen Zeugen waren da.

Der Angeklagte zwischen den Justizwachtmeistern.

Perfall hatte sich etwas verspätet. Er hatte mit Regierungsrat Zellner telephoniert und ihn dringend gebeten, sogleich zur Schlußverhandlung herüberzukommen.

Das Gericht trat ein. Stühlerücken. Richter und Geschworene setzten sich. Der Vorsitzende erledigte einige Formalitäten, räusperte sich etwas und erteilte Dr. Hagner das Wort.

Der Staatsanwalt erhob sich und entwarf in einer mehr als dreistündigen Rede ein Bild des Angeklagten und der Tat und schloß mit den Worten: „Meine Herren Geschworenen — sprechen Sie Ihr 'Schuldig'!"

Der Staatsanwalt setzte sich. Eine leichte Bewegung ging durch den Saal. Bernhards Gesicht war totenbleich geworden, er sah vor sich hin auf die braungestrichene, abgegriffene Holzschranke. Dr. Perfall trommelte leise und nervös auf seiner Aktentasche. Der Vorsitzende erhob sich:

„Ich unterbreche die Verhandlung auf eine Stunde." Alles stand auf und strömte in die Korridore. Auch der Geheimrat erhob sich, stützte sich leicht auf die Pflegerin und verließ den Saal, um ein wenig herumzugehen. Craven schloß sich ihm an und schob seinen Arm in den des alten Herrn, um ihm behilflich zu sein.

Perfall nahm seine Mappe und ging ins Anwaltszimmer, in welchem sich zahlreiche Kollegen befanden, die dem Prozeß beiwohnten. Mitfühlende Blicke streiften ihn. Einige Kollegen sprachen mit ihm, berührten aber nur oberflächlich die Verhandlung. Offenbar wollte man seine verlorene Sache nicht erörtern. Er ärgerte sich, zündete sich eine Zigarette an, nahm seine Akten und wollte aus dem Anwaltszimmer gehen, als sich die Tür öffnete und Regierungsrat Zellner auf ihn zukam.

„Hier bin ich, Herr Rechtsanwalt, ich hätte unter keinen Umständen versäumt, mir Ihr Plädoyer anzuhören." Er drückte ihm die Hand. „Uebrigens kommen Sie auf den Korridor, draußen steht ein Postbote mit einem eingeschriebenen Expreßbrief für Sie."

Die beiden Herren gingen hinaus und Perfall bestätigte rasch den Empfang des Briefes. Hastig öffnete er den Umschlag, entnahm ihm ein Blatt und überflog es erregt. Dann schob er das Papier in die Hülle zurück.

„Das kommt im rechten Augenblick", sagte er wie zu sich selber. Zellner sah ihn an:

„Ich glaube, Sie werden nach der Rede des Staatsanwalts einen schwierigen Stand haben, meinen Sie nicht auch?"

„Nur, wenn Sie mich jetzt im Stiche lassen."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich brauche Ihre Unterstützung. Sir Craven ist mit seinem Schwiegervater bei der Verhandlung. Haben Sie ihn gesehen?"

„Ja, die Herren sitzen auf der Fensterseite im Saal."

„Wollen Sie mir und der gerechten Sache einen ungeheuren Dienst erweisen?"

„Gern, wenn ich kann."

„Ich habe soeben, in allerletzte Minute, Nachrichten bekommen, die meine Vermutung bestätigen, daß Sir Craven ein Verbrecher ist. Craven darf den Saal nicht mehr verlassen. Wollen Sie ihn überwachen und verhindern, daß er entkommt?"

Zellner mußte lächeln. „Aber, lieber Rechtsanwalt, das ist ja schon eine Art Ver-

Galoppritt zwischen Sektflaschen

Albert Schumann, der „König der Manege", starb
Der Achtzigjährige auf dem Motorrad

In Neuenhagen bei Berlin starb kürzlich im Alter von 81 Jahren Kommissionsrat Albert Schumann, dem die Vorkriegsgeneration den Titel „König der Manege" gegeben hatte. Unser zb-Mitarbeiter besuchte den Nestor der Zirkuskunst noch wenige Tage vor seinem Ableben.

Albert Schumann — für die junge Generation ein kaum mehr bekannter Name, für die ältere aber ein Begriff, ja, ein Jugendideal! „König der Manege" nannte man diese elegante Reitergestalt im Frack auf rassigem Vollblut, die zwischen 20 Champagnerflaschen galoppierte und keine umwarf oder mit der Peitschenschnur einen Apfel halbierte ... Heute liegt der Nestor der Zirkuskunst im frischen Grab, kurz vor seinem Tode aber trug er noch frohgemut und leicht die Bürde seiner 81 Jahre, als wir ihn auf seinem ländlichen Ruhesitz unweit von Berlin besuchten.

Fräulein Marie, sein liebenswürdiges Hausfaktotum, das schon 31 Jahre in seinen Diensten steht, empfängt uns auf der Freitreppe und sagt: „Der Herr Direktor ist in die Markthalle gefahren". — „Ist er denn noch sooo rüstig?" fragen wir gleich zurück. „Tja, was glauben Sie denn, und ob der Direktor noch rüstig ist! Der fährt sogar noch Motorrad! Im vorigen Jahr hat er sich's gekauft. Bis vor wenigen Jahren war er noch ein begeisterter Jäger und ging regelmäßig auf die Jagd. Heute ist sein stilles Vergnügen das Zitterspiel, und mit 75 Jahren hat er sich noch ein Bandonium gekauft und es spielen gelernt."

Während Fräulein Marie so munter dahinplaudert, sehen wir [illegible] behaglichen Räumen nach Andenken aus dem reichen Leben dieses bekannten Zirkusmannes um. Da ist ein Bild, das ihn in der Blüte seiner Jahre zeigt, gertenschlank, im Frack, auf dem damals viel bewunderten „Champagnerpferd". Gegenüber ein Bild seiner Frau Klara Schumann, der einst sehr gefeierten Schulreiterin. Da meldet sich „Jakob", ein grauer Papagei — es ist das letzte Geschenk dieser Frau an ihren Mann, die vor neun Jahren die Augen schloß.

Und dann sitzen wir Albert Schumann gegenüber, er raucht behaglich sein Pfeifchen und plaudert, und was er da erzählt, das ist ein Stück deutscher Zirkusgeschichte. Höhepunkt war, als er in Berlin seinen eigenen Zirkus hatte, dort, wo heute das Theater des Volkes steht und nur noch die Straße „Am Zirkus" an einst erinnert. Höhepunkt war aber auch, als er nach langen Wanderfahrten in der ganzen Welt sein eigener Herr im eigenen Hause war, als er, seinen Artisten voran, seine berühmte Hohe Schule ritt und seine Freiheitsdressuren vorführte, mitunter 50 rassige Pferde auf einmal in der Manege, als seine großen Pantomimen und Schaustücke liefen: „Amerika", „Mexiko", mit dem sensationellen Postkutschenüberfall, „Golo, der Seeräuber", „Das englische Derby", „Die St. Hubertusjagd", und wie sie alle hießen.

Albert Schumanns große Manege-Schaustücke waren damals Ereignisse im Vergnügungsleben Deutschlands. Zu den Vorführungen kamen die Zirkusdirektoren aus der ganzen Welt. „Etwa 25 Jahre spielte ich dann ständig jeden Herbst und Winter sechs Monate lang in Berlin", erzählt Schumann weiter, „bis ich 1918 meinen Zirkus an einen Theaterunternehmer verkaufte." Schneller, als der rüstige Greis es ahnte, kam der Tod und nahm ihn aus der großen Manege des Lebens.

folgungsmanie, die Sie gegen den Engländer entwickeln. Uebrigens habe ich kein Recht, ihn irgendwo zu behindern oder ihn seiner Freiheit zu berauben. Was haben Sie für Begriffe von der Polizei?" versuchte er scherzhaft einzuwenden.

„Würden Sie mir beistehen, wenn ich Sie von der Richtigkeit meines Verdachts überzeuge?"

„Wenn das möglich wäre, — dann natürlich — —."

Perfall reichte ihm das Schreiben, das ihm der Postbote überbracht hatte. Aufmerksam las Zellner, dann sah er verblüfft auf den Anwalt, maßlose Ueberraschung in seinem Gesicht: „Das — das haben Sie herausbekommen? fragte er staunend.

Statt jeder Antwort nahm ihm Perfall das Schreiben aus der Hand und sagte rasch: „Er darf uns jetzt nicht entwischen. Sorgen Sie dafür, daß ihn jemand überwacht. Kann ich mich darauf verlassen?"

„Das können Sie nunmehr allerdings. Ich beauftrage einen Beamten mit der Sache."

*

In diesem Augenblick ertönte das Zeichen zum erneuten Beginn der Verhandlung. Perfall faßte hastig Zellners Arm.

„Beschlagnahmen Sie sogleich das Flugzeug von Cravens Besuchern auf dem Tempelhofer Feld. Geben Sie auch sofort an alle Bahnhöfe Signalement und schicken Sie auf jeden Fall Polizeifahrer auf die großen Ausfallstraßen. Alles andere überlassen Sie jetzt mir."

Und damit eilte er in den Verhandlungssaal zurück.

Der Vorsitzende erteilte Herrn Dr. Perfall das Wort zu seinem Plädoyer.

„Meine Herren Geschworenen, hohes Gericht", begann der junge Anwalt mit fester Stimme, „bevor ich auf den Schuldbeweis des Herrn Staatsanwalts antworte, möchte ich die ungünstige Schilderung korrigieren, die er von der Person des Angeklagten gemacht hat. Das ist mir deshalb auch wichtig, weil ich mich seinerzeit persönlich für die Ehrlichkeit und Anständigkeit des Angeklagten eingesetzt hatte, als ich ihm die Stelle bei Geheimrat Weber verschaffte.

Der Diener Bernhard ist ein ganz einfacher Mensch mit nur geringer Schulbildung. Er trinkt gern, das ist richtig, und er verträgt nicht viel, das ist auch richtig. Aber — und ich betone das ganz ausdrücklich — er hat in seinem Leben noch keine einzige unehrenhafte Handlung begangen. Seine sämtlichen Vorstrafen beziehen sich auf Delikte, die im Jähzorn geschehen sind, der meistens durch Trunkenheit entstanden ist. Aber", und Perfall betonte jetzt seine Worte, „er hat niemals gestohlen, nie betrogen, niemand geschädigt und niemals ein Verbrechen aus Gemeinheit begangen. Seit Jahren hält sich Bernhard tadellos, ja, er hat sich sogar das Trinken vollständig abgewöhnt. Ich hoffe, diese Berichtigung genügt, den Angeklagten in einem weitaus besseren Lichte erscheinen zu lassen. Er ist durchaus keine Verbrechernatur, sondern im Gegenteil, er ist ein gutmütiger, naiv veranlagter, etwas ungeschlachter Hüne.

Der Schuldbeweis des Herrn Staatsanwalts ist von überzeugender Logik. Ich gebe zu, daß meine Aufgabe als Verteidiger völlig hoffnungslos wäre, wenn ich nämlich nicht wüßte, daß der Angeklagte in allen Punkten unschuldig ist. Wer der Schuldige ist, das festzustellen ist Sache des Gerichts, nicht die des Verteidigers.

Ich beginne aus taktischen Gründen zuerst mit dem merkwürdigen Diebstahl der Briefmarken. Bernhard besitzt tatsächlich ein Heftchen mit eingeklebten Briefmarken. Es ist die unvollständige Sammlung eines Schuljungen, der einst deutsche Kolonialmarken sammelte. Ich betone nochmals, es handelt sich nur um deutsche Kolonialmarken, und das Heftchen trägt auch den Aufdruck: Deutsche Kolonien. Das war vor vierzig Jahren. Jetzt findet nun die Polizei anläßlich der Durchsuchung seiner Habseligkeiten in dieser herzlich unbedeutenden Sammlung einige kostbare englische Briefmarken aus dem Besitz des Geheimrats, die mit deutschen Kolonialmarken nichts zu tun haben. Ich habe mit Zustimmung des Gerichts das Heftchen von einem Fachmann prüfen lassen. Der Klebstoff unter den englischen Marken ist neuesten Datums. Der Angeklagte besitzt überhaupt keinen Klebstoff. Hingegen stimmt der Klebstoff vollständig mit dem überein, der auf dem Schreibtisch des Geheimrats steht.

Können Sie sich wirklich vorstellen, daß der Angeklagte in aller Gemütsruhe sich nachts mit seinem Markenheftchen „Deutsche Kolonien" an den Schreibtisch setzt, seelenruhig die Lade aufbricht, sich ein paar kostbare englische Marken aussucht, um sie — immer ruhig am Schreibtisch sitzend — mit dem dort stehenden Klebstoff mitten zwischen „Deutsche Kolonien" einzukleben? Ein Sammler, selbst ein Anfänger, hätte die englischen Briefmarken gestohlen und sie extra verwahrt, nicht zwischen deutsche Marken geklebt. Nein, die Prozedur des Einklebens hat ein Nichtsammler vorgenommen, jemand, der überdies genügend Muße hatte, nachts am Schreibtisch des Geheimrats zu arbeiten. Die englischen Briefmarken wurden von jemand anders gestohlen und absichtlich in das Heftchen Bernhards eingeklebt. Von einer Person, die vorsorglich für spätere Vorkommnisse belastendes Material schaffen wollte, das den Diener in schwersten Verdacht bringen mußte. Nehmen Sie das einstweilen zur Kenntnis, ich werde die Person nachher nennen, die dem Diener diesen Streich gespielt hat."

Perfall hielt eine Sekunde inne. Sein Blick glitt hinüber in den Zuhörerraum zu Craven, der mit dem Rücken zum Fenster stand und zuhörte. Er stand dort unbeweglich und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

„Bernhard war also jemand im Wege. Der Diener mußte entfernt werden, weil dieser Jemand sich von dem mißtrauischen Aufpasser auf Schritt und Tritt beobachtet fühlte. Nichts einfacher, als den Diener fortzuschicken, während seiner Abwesenheit sein Zimmer zu durchsuchen und das alte Briefmarkenheftchen zu finden, das dem Angeklagten zum Verhängnis werden sollte. Gelang es, den Diener als Dieb zu verdächtigen und aus dem Hause zu entfernen, so hatte dieser Jemand freie Bahn für sein verbrecherisches Treiben.

Sie werden jetzt fragen: Warum sollte der Angeklagte in den Verdacht eines Diebes gebracht werden? Wer hatte Interesse, das zu tun? Nun, hier kommen wir an den Nerv des Mordprozesses, und bevor ich diesen Nerv vor Ihnen bloßlege, will ich, wiederum aus taktischen Gründen, vorerst den zweiten Diebstahl erklären.

Der zweite Diebstahl betrifft das Schriftstück über die Erfindung des Geheimrats, um dessentwillen der Angeklagte Fräulein Weber erschlagen haben soll. Was ist das vor allem für ein Schriftstück? Es ist von Wichtigkeit, das festzustellen.

Meine Herren Geschworenen! Das Schriftstück ist eine komplizierte Disposition der gesamten Vorarbeiten des Erfinders. Es ist ein Blatt voll wissenschaftlicher Formeln, Zahlen und Zeichnungen, eine Art kurzer Katalogisierung und ein Führer durch das Labyrinth der Arbeiten. Es ist für den, der die Erfindung prüft, so wichtig wie ein Kompaß. Es lag nicht für sich allein im Schreibtisch, sondern im Manuskript unter anderen Blättern.

Glauben Sie nun allen Ernstes, meine Herren Geschworenen, daß ein Mann von der Schulbildung des Angeklagten imstande ist, gerade dieses entscheidende Blatt aus dem Wust der gelehrten Arbeit herauszufinden? Das ist ja gänzlich ausgeschlossen. Ein Dieb vom geistigen Niveau des Angeklagten hätte vielleicht die ganze Schreibtischlade ausgeräumt, ja, das entspräche seinen bescheidenen Kenntnissen, aber um gerade dieses Blatt allein zu suchen und zu finden, dazu gehört, wie Sie mir zugeben werden, eine gewisse Vorbildung.

Er ist also weder der Markendieb, noch der Dieb des Schriftstückes. Diese beiden Diebstähle hängen überhaupt nicht miteinander zusammen. Sie sind gar nicht von ein und derselben Person ausgeführt worden. Die Briefmarkengeschichte sollte den Diener nur verdächtig machen, die hat jemand inszeniert, dem Bernhard im Wege stand. Der Diebstahl des Dokumentes jedoch ist von einer anderen Person verübt worden, auf die ich gleichfalls gleich zu sprechen kommen werde.

Der Herr Staatsanwalt hat nämlich in einem Punkte richtig kombiniert. Es dreht sich überhaupt alles nur um den Diebstahl der Erfindung!"

In diesem Augenblick entstand ein Lärm im Zuhörerraum. Eine Fensterscheibe zerbrach, Stimmen wurden laut, die nach einem Arzt riefen. Eine Frau war ohnmächtig geworden, und mehrere Leute trugen sie hinaus. Sofort schöpfte Perfall Verdacht. Er suchte mit den Blicken Craven, dessen List er fürchtete. Aber nein! Dort stand er, ans Fenster gelehnt wie vorher, mit gleichgültiger Miene, als ob sich kein Ungewitter über ihn zusammenzöge . . .

Der Vorsitzende gebot Ruhe. Die Tür wurde wieder geschlossen, und als alles still war, sprach Perfall weiter:

„Alles wurde nur unternommen, um in den Besitz dieser Erfindung zu gelangen, die nach ihrer Auswertung ihrem Besitzer phantastische Geldsummen einbringen wird. Und deshalb war eine ganze Bande hinter den Aufzeichnungen her.

Stellen Sie sich vor, der Gerissenste dieser Verbrecher findet Eingang in das Haus des Geheimrats, er gewinnt seine Freundschaft und in monatelanger geschickter Arbeit auch sein Vertrauen. Er darf allerdings nicht in sein Laboratorium, darf auch nicht den Experimenten beiwohnen, auch ist ihm der Einblick in die Aufzeichnungen des Gelehrten unmöglich. Aber, der Geheimrat gibt ihm die Hand seiner Tochter, er verlobt sich mit ihr und festigt so seine Position für den entscheidenden Diebstahl. Alles ist glänzend vorbereitet. Nur der alte Diener Bernhard ist im Wege. Denn der einfache Mensch spürt, wer der Freund des arglosen alten Gelehrten ist: ein Verbrecher! Und so wird er von der jungen Dame, der Braut, die vollständig im Banne des Eindringlings steht, eines Tages entlassen.

Und jetzt, meine Herren Geschworenen, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Hergang der Mordnacht schildere, so wie er sich tatsächlich abgespielt hat. Zum Unterschied von der Darstellung des Herrn Staatsanwalts, die auf einer irrtümlichen, wenn auch immerhin naheliegenden Kombination beruht, werde ich für meine Darstellung den Beweis erbringen."

Er machte eine kleine Pause. Rasch vergewisserte er sich nochmals, daß Craven nach wie vor am Fenster stand, daß er den Raum nicht verlassen kann. Craven hat natürlich schon entdeckt, daß er gefangen ist, daß an der Tür ein Beamter steht, der ihn nicht hinauslassen würde. Jetzt kann Perfall die Schlinge zusammenziehen, der Elende ist in der Falle!

Der Rechtsanwalt fuhr fort:

„Der Verbrecher im Hause des Geheimrats arbeitet mit Komplizen. Woraus ich das schließe? Weil auch der Eindringling nicht die Kenntnisse besitzt, um die wichtigsten Dokumente herauszufinden. Er steht also ständig mit einem seiner Helfershelfer in Verbindung und hat sich auch in der kritischen Nacht mit ihm verabredet. Die beiden Männer sind gegen ein Uhr früh im Arbeitszimmer des Geheimrats. Um diese Zeit ist der Diener, wie er wahrheitsgemäß aussagt, in seinem Zimmer erwacht und hat einen Lichtschein auf dem Rasen vor dem Haus gesehen, hat sich aber wieder hingelegt. Der unredliche Freund des Geheimrats hat sich in seine Dunkelkammer begeben, die er sich im dritten Stockwerk der Villa eingerichtet hat. Inzwischen hat die Tochter des Hauses, die nicht schlafen gegangen ist, der man mitgeteilt hat, daß ihr Bräutigam die Nacht nicht nach Hause kommen könne, und die keine Ahnung hat, daß er inzwischen dennoch heimgekehrt ist, irgendein Geräusch gehört, und sie bemerkt gleichfalls den Lichtschein. Und jetzt folge ich der ausgezeichneten Darstellung des Herrn Staatsanwalts, mit der ich übereinstimme: Die junge Dame betritt durch die Fenstertür das Arbeitszimmer, sieht einen unbekannten Menschen vor dem offenen Schreibtisch ihres Vaters, sie ist empört über den Einbruch, stürzt sich auf den Verbrecher, entreißt ihm das Dokument; es kommt zu einem Kampf, und die Unglückliche findet dabei ihren Tod. Es ist fraglich, ob Mord vorliegt, auch Totschlag ist nicht ohne weiteres festzustellen, weil es auch möglich ist, daß die junge Dame im Kampf hingestürzt und mit dem Hinterkopf gegen den Schreibtisch gefallen oder hart auf den Boden angeschlagen ist. Die Sachverständigen bezeugen die außergewöhnlich dünne Knochenwand des Schädels, die schon durch einen Schlag zerbrochen werden konnte. Jedenfalls stirbt die Tochter des Geheimrats bei der Verteidigung der Arbeit ihres Vaters!

Der Unbekannte, wahrscheinlich schon vorher durch Schritte oder durch ein Klappen der Haustür erschreckt, entflieht. Und wirklich betritt, kaum daß er verschwunden ist, der Diener Bernhard, der zum zweitenmal erwacht und aufgestanden ist, jetzt das Arbeitszimmer, ebenfalls durch die Fenstertür, und findet seine Herrin tot am Boden, in ihren Händen ein Schriftstück, das ihr der törichte Mensch abnehmen will, um es nicht in fremde Hände fallen zu lassen.

Der nächste, dem durch vorsichtiges Klopfen an der Tür des Arbeitszimmers nicht geöffnet wird, es ist der aus der Dunkelkammer zurückkehrende Verbrecher —, betritt nun als letzter durch die Fenstertür das Arbeitszimmer und findet an der Leiche seiner Braut den Diener Bernhard. Sofort überblickt er die Lage. Sofort weiß er, daß sein Komplize fliehen mußte, und rasch rettet er sich und seine Genossen, indem er zwei Gefahren mit einem Schlage beseitigt: Er vernichtet seinen Feind, den Diener, durch eine falsche Aussage und deckt dadurch gleichzeitig die Flucht des Unbekannten!"

(Fortsetzung folgt)

Mrs. Hoopsy ist die Frau eines Millionärs und sehr launenhaft.

„Nun, meine Liebe", fragt ihre Freundin, „hast du dich schon entschlossen, wo ihr dieses Jahr hinreisen wollt?"

„Nein", antwortet Mrs. Hoopsy, „mein Mann möchte gern eine Reise um die Welt mit mir machen, aber ich möchte eigentlich woanders hin!" (Neue J. Z.)

*

„Sie sind doch die Gattin des berühmten Kunstfliegers, gnädige Frau? Sagen Sie, haben Sie da nicht manchmal Angst, wenn Ihr Mann sozusagen mit seiner Maschine kopfsteht?"

„Gewiß, mein Mann hat nämlich die unangenehme Angewohnheit, Geld lose in der Tasche zu tragen." (Berl. Illustr. Ztg.)

Komisch . . .

„Sag mal, lieber Freund, könntest du mir wohl bis zum Ersten zwanzig Mark leihen?"

„Na, so was — das ist ja furchtbar komisch!"

„Wieso komisch — unter alten Freunden versteht sich das doch von selbst!"

„Gewiß, ich staune nur darüber, daß wir beide zur selben Zeit den gleichen Gedanken hatten!"

„Verstehe ich nicht!"

„Na, sehr einfach — ich wollte dich auch gerade bitten, mir bis zum Ersten zwanzig Mark zu pumpen! Ist das nicht komisch?" (Neue J. Z.)

Peinlich

Vater (zum Sohn): „Hast du gestern abend noch meinen Wagen benutzt?"

Sohn: „Ja, ich war mit einigen Kollegen spazierengefahren."

Vater: „Hier, nimm das! Deine Kollegen haben zwei Lippenstifte verloren!"

Günstlingswirtschaft:

Hänschen zu seinem Freund Karlchen: „Weißt du, bei uns ist richtige Günstlingswirtschaft im Hause!"

„Wieso?" fragt Karlchen voll Interesse.

Hänschen: „Na, wenn ich an meinen Fingernägeln kaue, gibt es Schelte, wenn aber Baby seinen Fuß in den Mund steckt, dann findet man es entzückend!" (Neue J. Z.)

*

Der Lehrer fragt: „Nun erklärt mir einmal, was ein Wüterich ist!"

Meldet sich Fritz: „Ein Wüterich, das ist, wenn mein Vater einen Nagel einschlagen muß!" (Neue J. Z.)

Kindliche Frage

„In dem Symphoniekonzert hörte ich hinter mir einen schnarchen! Was gibt es doch für ungebildete Menschen!"

„Schnarchen gebildete Menschen denn nicht, Vater?" (Fliegende Blätter.)

*

„Wir gehen niemals zu Meiers, obwohl sie uns dauernd einladen!"

„Das ist am besten so, ich habe nämlich gehört, daß sie euch darum immer zu sich bitten, weil ihr niemals kommt!"

*

Nach dem Varieté saßen sie am Stammtisch und kritisierten die Künstler.

„Der Zauberer war einfach phantastisch!"

„Ach, Unsinn, das kann doch jeder!"

„Sag das nicht! Ich habe ihm ein falsches Fünfmarkstück gegeben und habe dafür ein echtes von ihm zurückbekommen!"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

So müde – aber ein Haufen Arbeit
Da hilft Quick mit Lezithin. Es nährt die Nerven und regt an, ohne aufzupeitschen, verleiht Frische und neue Spannkraft. Gerade im Frühjahr übermannt uns oft Müdigkeit! Darum:
QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven
Packung M 0.30 – 1.15 – Sparpackung M 4.– in Apotheken und Drogerien

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Wir liefern Strick-Maschinen für Hausgebrauch mit Warenabnahme an jedermann. Entfern. kein Hindernis. Verlangen Sie kostenlos unverbindlich Auskunft von Gustav Nissen & Co. Hamburg Postamt 6

1000 gemischte Briefmarken aus allen Erdteilen im Katalogwerte von mindestens 60 RM mit Flug-, Gedenk-, u. Wohlfahrtsmarken nur RM 3,95 franko dort. Willy Focke, Briefmarkenhandlg., Karlsruhe i. Bd., Postfach

Henko Henkel's Wasch- und Bleich-Soda
Henko zum Einweichen

Bei Fettleibigkeit und Verstopfung, Hämorrhoiden, unreiner Haut nimm das bewährte blut-, darm- und säftereinigende Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz. Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.—

Graue Haare sind i. 8 Tg. naturl. dch. „O-B-V" RM. 1.85 portofr. Bei nichterf. Geld zur. O. Biocherer, Augsburg II/29.

Schlank und leichter im Gewicht Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth, Nürnberg S. S 46

Laubsägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11 (Pfalz.)

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Vergrößern Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung!

Akustika Schutz und WOHLTAT für jedes OHR bei Zugluft, Wind, Erhitzung, beim BADEN! Die antisept. schalldurchlassend. Tierbaspfropfen sind vorzüglich, selbst bei altem Ohrenleiden! In Apoth./Drog. 30 und 90 Pf.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Großmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": II. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 38 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 17. September 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Herrin

Von Edith Mayer-Springer

Groß und schlank stand sie vor mir, „die Herrin", wie man sie auf der Finka und im weiten Umkreis der Plantagen nannte, als ich mich, der neue Farmvolontär für Olas de Moca, vorstellte. Es war mir absonderlich erschienen, daß mein neuer Chef eine Frau sein sollte, aber weithin bekannt, galt sie als hervorragender Finkero und Lehrmeister.

Ich sah in diese kühnen Augen, deren Iris von tiefstem Blau mit einem schwarzen Rand umgeben war.

„Sie wissen nun, Federsen, daß ich viel, daß ich alles verlange, aber ich habe so den Eindruck, daß es genügt, wenn ich Ihnen nur „Glück auf" sage."

Mit diesen Worten beschloß sie unsere erste Unterredung, und für mich begann damit meine Arbeit bei dieser seltsamen Frau.

Die Indianer liebten sie mit einer fast hündischen Treue. Mir war das manchmal unheimlich. Ich wußte, sie beteten zu ihren Verstorbenen, daß diese wiederum für die Herrin Bittgänge beim großen Gott unternahmen. Sie nannten sie „patrona", Herrin, aber wenn sie es aussprachen, klang es wie „Mutter".

Als erste sah man sie in aller Frühe die Kaffeefelder besichtigen. Sie ritt Pferde, mit denen sonst niemand fertig wurde, und die Indianer behaupteten, sie verstünde die Sprache der Tiere, und deshalb fügten sie sich ihr. Mit einer Schlange, die auf dem Bettchen eines Kindes lag und sich sonnte, habe sie gesprochen, bis diese davongekrochen sei, bevor das Kind erwachte.

Sie saß auf ihrem Pferd wie ein schlanker Knabe, den breiten Hut auf dem blonden Haar. Erst später sah ich, daß ein früher Reif darüber gefallen war, der einen Silberschimmer zurückgelassen hatte.

Sie versammelte manchen Abend die jungen Indianerinnen in einem großen Raum ihres Hauses und zeigte ihnen, wie man in Deutschland näht und stopft und strickt. Sie versuchte, Sauberkeit und Ordnung in die Hütten der Finka-Indianer zu bringen und half, wo es galt, Not zu lindern. Aber sie war auch eine strenge, gerechte Herrin.

Wenn sie einmal eine ihrer seltenen Ruhestunden hatte, lag sie, ganz fremd und verändert, auf der Veranda, und ich durfte bei ihr sitzen. Es gab Wochen, in denen sie nicht aus Reithose und hohen Stiefeln herauskam. Aber wenn diese seltenen „Sonntagsstunden", wie sie es nannte, einmal da waren, trug sie ein lichtes, fließendes Kleid. Das Haar lag weich gewellt um ihre kluge Stirn. Die schmalen, braunen Hände, die mannhaft Zügel hielten und Büchse spannten, lagen müßig auf der Lehne des Rohrsessels.

Dann mußte ich denken, was mir nie in den Sinn kam, wenn ich die Herrin sonst sah, warum sie so einsam, ohne Liebe, ohne Familienglück lebte. Sie war oder erschien mir noch heute schön und begehrenswert. An solchen Abenden, wenn um die Windlichter die riesigen Schmetterlinge, Grillos und Käfer schwirrten und der süße, schwere Duft der blühenden Kaffeepflanzen über allem lag, war die Herrin eine andere.

Die Augen, fast schwarz in ihrer blauen Tiefe, sahen in Fernen, zu denen ich nicht folgen konnte. Stumm lag sie, den Kopf zurückgelehnt, und blies die zitternden Wolken ihrer Zigarette, die sie selber in ihren schmalen Fingern gedreht hatte, in die Nacht. Wir lauschten dann beide in uns hinein . . .

Aber es gab auch Abende, an welchen wir sprachen. Ich weiß nicht, welche mir gaben. Einen Menschen zu haben, mit dem man schweigen konnte, erschien mir kostbarer und schöner.

Selten kamen andere Menschen zu uns. Ein paar Mal in den zwei Jahren besuchte uns der Besitzer von Santa Maria, der benachbarten Finka, Hellfritz mit seiner jungen Frau.

An diesen Tagen war die Herrin fast ausgelassen fröhlich. Sie sang sogar, was sie sonst nie tat, zum Banjo alte spanische Tanz- und Liebeslieder. Dazwischen ein kleines deutsches Volkslied, in dessen Vers es hieß: „Du hast die Seele mein so ganz genommen ein".

Ich werde dies Lied nie wieder so singen hören . . .

Hellfritz sagte lachend: „Angelika, du hast immer noch deine verdrehten Sparren! Mitten in die froheste Stimmung fallen ein paar Tränen. Es ist genau wie früher; wochenlang hatten wir auf den Geier Jagd gemacht, und als du ihn dann endlich herunter holtest, heultest du. Und wenn du nun so was singst . . . nach ja — laß uns noch einen Whisky trinken!"

Nach diesen Abenden hörte ich noch lange die ruhelosen Schritte der Herrin. —

In meinem Herzen wuchs eine grenzenlose Bewunderung für diese Frau, und ich begann, gegen eine, wie ich fühlte, hoffnungslose Liebe anzukämpfen. Wenn ich mich spät in der Nacht verabschiedete, hielt sie fest und lange meine Hand und sagte: „Wie schön, daß ich nicht mehr allein bin".

Auf Santa Maria, der benachbarten Finka, feierten die Indianer das Jahresfest. Tage, ja Wochen tanzten und tranken sie dann. Ein Finkero verläßt in dieser Zeit nie seine Plantage, aber Hellfritz, dringend in der Hauptstadt verlangt, mußte gerade zum Fest fort. Seine Frau war mit dem nach fast neunjähriger Ehe geborenen ersten Kind allein. Der Mayordomo, ein Indianer, sollte die Aufsicht führen, aber auch er war, wie alle anderen, sinnlos betrunken.

Die Raketen, primitive Leuchtkörper, wurden geschleudert.

Eine entzündete das Dach des Holzhauses.

Die Herrin war mit mir unterwegs. Anscheinend trieb sie eine Unruhe auf den Weg nach Santa Maria. Wir waren noch fast eine halbe Stunde entfernt, als am Himmel der Feuerschein lohte.

Ich sehe noch, wie sie sich im Sattel aufrichtete, groß und königlich. Dann der scharfe, harte Befehl aus ihrem Munde: „In zehn Minuten".

Ich wußte, es war eine Unmöglichkeit, aber ich wußte auch, wir würden es schaffen. Die Pferde berührten kaum den Boden. Ich hörte, wie die Herrin unaufhörlich mit ihrem Tier sprach: „Sei brav, mein Alter. Sie lieb. So ist es gut. Ja, ja, ganz brav sein."

In knapp neun Minuten saßen wir in Santa Maria ab. Kein Mensch war zu sehen, nur das trunkene Singen der Indianer hackte uns in den Ohren. Ich hatte mich noch nicht besonnen, als ich die Herrin schon im Hause rufen hörte: „Kate" und noch einmal „Kate".

Ich stürzte ihr nach. Alles war voll dichtem Rauch. Die Augen schmerzten. Der Hals war wie zugeschnürt. Die Treppe begann schon zu brennen. Aber sie war oben. Ich stürmte vorwärts. Da stieß sie eine Tür auf, stand da, eine ohnmächtige Frau auf den Armen. Ich nahm ihr die Last ab. Sie sagte mit fremder, ferner Stimme: „Das Kind". Und war wieder im Zimmer.

Ich trug die Frau die brennende Treppe herunter und legte sie vor dem Hause nieder, um wieder hinein zu können. Aber es war unmöglich. Prasselnd stürzte der Dachstuhl zusammen. Da schrie ich voll Verzweiflung: „Angelika!"

Und es geschah ein Wunder. Über die brennenden Treppenstufen stieg langsam, mit ihren gewohnten, wiegenden Schritten, die Herrin hinab. In ihren Armen hielt sie das Kind.

Wunderlieblich der Ausdruck ihres Gesichtes. Verklärt in holdseliger Mütterlichkeit.

Nie werde ich ihn vergessen . . .

Ich wollte ihr zurufen: „Schnell", aber es war zu spät. Fast schien es, als wollte sie das Kind fest an sich pressen, aber dann hielt sie es mit letzter Kraft weit von sich in ausgestreckten Armen wie ein Geschenk, welches man jemandem entgegenträgt. In dieser Sekunde traf der glühende Balken ihren Kopf.

Sie sank, wie ein gefällter Baum, stumm, stolz und ungebeugt. Immer noch das Kind in weitgestreckten Armen. Sein erster munterer Schrei weckte die Mutter aus ihrer Ohnmacht . . .

*

Nun bin ich der Besitzer der Finka. In ihrem Brief an mich, den sie hellseherisch ahnend, wie bald sie fortgehen müsse, wenige Tage vor dem Unglück schrieb, nannte sie mich: „Mein lieber Junge".

„Mein lieber Junge!

Zwei Jahre bist Du bei mir. Du weißt bestimmt, daß Du in dieser Zeit in mein Herz gewachsen bist, genau wie ich fühlte, daß in Deinem Herzen eine ganz törichte, junge Neigung für mich alte Frau aufblühte.

Ich weiß nicht, ob und was man Dir von mir erzählt haben wird; ich will aber, daß Du, der Du das Erbe meines Besitzes sein wirst, weißt, wer und wie die Frau war, die Dich wie eine Mutter liebte.

Meine Eltern, gebürtige Hamburger, starben an einer Epidemie, als ich fünfzehn Jahre alt war. Ich mußte die Finka, meine über alles geliebte Heimat, verlassen und kam nach Hamburg zu meinen Großeltern. Auf der Plantage blieb ein junger Verwandter zurück, der, elternlos, schon als kleines Kind zu uns nach Olas de Moca kam. Wir hatten, gleichaltrig, einen deutschen Erzieher. Wir waren unzertrennliche, vertraute Gespielen und tapfere Kampfgenossen für unsere kindlichen Feldzüge. Ich konnte mir ein Leben ohne den Freund nicht vorstellen, als der Tod der Eltern uns trennte.

Für mich waren die vier Jahre Europa eine herzzerreißende Qual. Ich schrieb jeden Monat einen Brief, der nach Guatemala ging und

Daheim

Das traute Wort „Daheim" hat einen neuen Klang bekommen, wenn wir voll treuen Gedenkens von denen sprechen, die „draußen" sind, die dort vor dem Feind, mit der Waffe in der Hand die Heimat schützen. Daheim: da geht das Leben des Alltags seinen Gang, eines harten und arbeitsreichen Alltags. Aber es ist ja nicht so, als wenn da ein Trennungsstrich gezogen werden könnte zwischen denen „draußen" und denen „daheim". Im Gegenteil, mehr als je ist heute die Heimat mit der Front durch die gleiche Aufgabe verbunden, das Leben unseres Volkes zu schützen und zu verteidigen. Heute ist das ganze Volk mit in die Entscheidung gestellt, es bildet eine einzige unüberwindliche Front. Daheim kann niemand sitzen und die Hände in den Schoß legen, jeder muß mit doppeltem Pflichtbewußtsein die ihm zugeteilten Aufgaben erfüllen. Und auch ob die Pflicht groß oder klein erscheint, spielt keine Rolle; wichtig ist, daß sie getan wird. Es gilt das Wort des Führers: „Wenn der Soldat an der Front kämpft, soll sich niemand zuhause seiner Pflicht entziehen." So werden die daheim wirkliche und tapfere Kameraden mit denen draußen. Sie haben gleichbedeutende Pflichten, und auch gleichbedeutende Verantwortung. Ob Mann, ob Frau, ob Junge, ob Mädchen, keiner wird mit seinem Opfer zurückstehen wollen hinter den Soldaten der deutschen Wehrmacht. Es wachsen alle miteinander in die große Schicksalsgemeinschaft hinein, die heißt: Deutschland! Lk.

Holzschnitt Willi Döhler Bavaria-Verlag

täglich einen, der noch heute in dem Kasten in meinem Schreibtisch liegt. Ich bitte, diese Briefe mit mir in die gleiche Erde zu geben.

Mit neunzehn Jahren kam ich nach Olas de Moca zurück. Der Freund lehrte mich nun all das, was ich wissen mußte, um die Farm zu übernehmen.

Als ich dann eine tüchtige Finkera geworden war, nach ungefähr zwei Jahren, ging er nach Santa Maria, einer Plantage, die einem Engländer gehörte. Zwei Stunden guten Rittes waren wir getrennt, aber es verging kaum ein Tag, an dem unsere Pferde nicht den Weg hin- und herüber fanden.

Da kam, viele Jahre später, die blutjunge Tochter des Engländers aus Europa, und nun begann die Zeit, in der ich die einsame Frau wurde, die ich, bis zu dem Tag, da Du in mein Haus kamst, blieb.

Vor neun Jahren heiratete Georg Hellfritz die junge Kate. Als er es mir sagte, glaubte ich, mein Herz müsse aufhören zu schlagen...

Kate, so viel jünger als ich, blieb trotz all meiner Ueberwindung meinem Herzen fremd. Es war selbstverständlich, daß Georg und ich uns selten sahen. Ich hoffe, er hat nie gemerkt, wie es um mein Herz stand und wie ich gelitten habe.

Mit niemand habe ich je über diese Liebe gesprochen, aber nun will es mir aus dem Herzen quellen. — Verschließe auch Du Dein Herz, mein lieber Junge, wenn es dies Bekenntnis empfangen hat."

Ich konnte nicht weiter lesen. Tief beugte ich mich vor der Größe dieser Frau.

Das Familiengeheimnis

Es war ein Familiengeheimnis, und es wurde nur im Flüsterton davon gesprochen. Was eigentlich los war, wußte niemand, auch ich erfuhr **es erst nach Jahrzehnten, und auch da nur durch einen Zufall. Uebrigens war dieser Zufall nichts als ein alter Ledersessel.** Ein sogenannter Ohrenstuhl, mit hoher Rücklehne und Seitenteilen zum Anlegen der Ohren — ein wahres Prachtstück.

„In unserer guten Stube ist es geschehen", erzählte meine alte Mutter. Es muß eine fürchterliche Szene gewesen sein. Ja, ja, der gute Onkel Ernst. Nun ist er hochbetagt und unbeweibt gestorben. Und in unserer guten **Stube geschah es — dort hat er sich entlobt. Und keiner weiß recht, warum."**

Wir waren eine betuliche Familie. Der Schleier der christlichen Nächstenliebe, mit der wir alles zudeckten, muß bei uns kilometerlang gewesen sein. **Kaum nach Jahrzehnten wurde über etwas gesprochen. Nun waren aber alle Beteiligten tot,** bloß der düstere Schauplatz der fürchterlichen Szene, bei der sich Onkel Ernst jäh entlobt hatte, war noch da: eben unsere gute Stube. Jetzt schlief ich dort, wenn ich **zu Besuch kam. Sogar auf den guten Ohrenstuhl durfte ich mich setzen.**

„Ach ja", sagte meine alte **Mutter.** „Verlobt ist er ja gewesen, der gute Onkel Ernst. Sie war ein furchtbar nettes Mädchen, sie trug Zimpelfransen **in der Stirn und Schinkenärmel, wie es damals Mode war. Niemand** konnte ihr etwas nachsagen, bis damals. Auch später hat man nie erfahren, wer dieser Wilhelm gewesen sein mag. Er hat sie natürlich sitzen lassen, die Männer sind ja alle so. **Onkel Ernst aber starb hochbetagt und unbeweibt. Auch sie starb als alte Jungfer."**

„Wie geschah es?" fragte ich mit der naseweisen Neugier der Jugend.

Mutter sah immer noch um sich, als könnte sie jemand hören.

„Ich war im Nebenzimmer und deckte den Tisch zum Abendbrot. Sie waren allein in der guten Stube, sie waren ja fast verlobt und hatten schon die Möbel bestellt, gute schwere Hartholzmöbel mit gedrehten Säulen. Wer konnte auch ahnen, was geschehen würde? Erst war es ganz still nebenan, dann aber hörte ich einen heiseren Schrei aus der Kehle Onkel Ernsts. „Wie! Was!" rief er ungebührlich laut. Und dann schrie sie: „Mein Wilhelm! Mein Wilhelm!" Dann ging die Tür auf, und sie stürzte heraus, mit aufgelöstem Haar, und Onkel Ernst folgte langsam, nahm Hut und Mantel, verbeugte sich, sprach kein Wort und kam jahrelang nicht wieder zu uns — gerad als ob wir daran schuld wären. Und dann starb er als Hagestolz."

Das war alles, was an Erinnerung dieser fürchterlichen Szene übrig geblieben war, und keiner war dabei gewesen, außer Dingen, die nicht reden konnten: die Möbel der guten Stube und insbesondere der guten Ohrenstuhl.

Am Abend, bevor ich zu Bett ging, kramte ich in der guten Stube und ihrer verblichenen Pracht ein bißchen herum. Da war immer noch die Dame aus Porzellan, die man am **Kopfe fassen konnte, worauf sie sich in zwei** Teile zerlegte, und dort, wo sie die Beine haben sollte, lagen Bonbons. Der chinesische Priester wackelte immer noch mit dem Kopf, wenn man ihn anstieß, eine Feder mit einem Bleigewicht besorgte dies. In den Schubläden lagen vergilbte Visitenkarten und Geburtsanzeigen, und es roch ein bißchen nach Staub und Lavendel. Als letztes kam der Ohrenstuhl an die Reihe.

Der war nun so wie alle diese Schöpfungen der Polsterkunst sind: hinten ging die Rückenlehne in die Höhe, und die Sitzfläche war ein weiches Kissen, aber zwischen Sitzkissen und Rücklehne war ein Spalt, in dem man mit den **Fingern fahren und nach unten tasten konnte.**

Das tat ich mit sträflicher Neugier und gelangte mit den Fingerspitzen zunächst in den Bereich von Sprungfedern, und dann tastete ich alle möglichen Dinge, die, wer weiß vor wieviel Jahren, da hinuntergerutscht waren: Bleistiftstummel und Kragenknöpfchen und alte Haarnadel und eine Nagelfeile und einen Taschenspiegel. Und schließlich fühlte ich etwas, **was lang, weich, glatt und biegsam war und mich ein bißchen in den Finger biß — es fühlte** sich an wie eine Schlange. Um Gotteswillen!, dachte ich im ersten Schreck, sollte sich meine alte Mutter ein verstecktes Schlangennest in **ihrer guten Stube angelegt haben? Dann aber machte ich mir Mut und zog das Ding mit einem Zug heraus.**

Es war ein Frauenzopf, einen guten Meter lang, mit einer spitzen Oese, wie ein Angelhaken an einem Ende. Ich trug es triumphierend zu meiner guten Alten und zeigte es ihr.

„O Gott!" sagte sie erbleichend. „Wie kommt das in meine gute Stube? Ein ,Wilhelm'!"

Ich verstand erst nicht recht, bis mir einfiel, daß man früher, als es das noch gab, in der Mädchensprache einen solchen Zopf ,Wilhelm' nannte — — und dann wurde uns beiden, meiner alten Mutter und mir, mit einem Schlage das ganze Geheimnis offenbar, was damals, vor Jahrzehnten, zu der fürchterlichen Entlobungsszene Onkel Ernsts geführt hatte: wahrscheinlich hatte Onkel Ernst in einer stürmischen Wallung seine damalige Braut — wo sie doch fest verlobt waren und schon die Möbel bestellt hatten! — am Kopf gefaßt, so wie man die zerlegbare Porzellandame am Kopfe fassen konnte, und dabei war zwar nicht die Braut in zwei Stücke gegangen, sondern da war ihm bloß ihr falscher Zopf in den gierigen Händen geblieben, und sie war in den Schreckensruf: „Mein Wilhelm! Mein Wilhelm!" ausgebrochen und hatte in tödlicher Verlegenheit den verräterischen Zopf in den guten Ohrensessel gestopft, zwischen Sitzkissen und Rücklehne, wo ihn kein Mensch je wieder finden konnte, außer mir in meinem naseweisen Fürwitz. Und Onkel Ernst, in seinem tiefsten Vertrauen in die Echtheit seiner Braut gekränkt, verbeugte sich gemessen und wortlos vor ihr, betrachtete sich als entlobt, bestellte die Möbel wieder ab und starb hochbetagt als Junggeselle. Und sie als alte Jungfer.

Mutter war totenbleich, als sie endlich nach langen Jahren diese Enthüllung des Familiengeheimnisses erlebte. „Das also war es!" stammelte sie ein über das andere Mal. „Sie trug einen falschen Zopf außer den Zimpelfransen! Das war es!"

„Ein Rindvieh mit Pauken und Trompeten war euer Onkel Ernst!" sagte ich wütend. „Konnte er sein Mädchen nicht mit oder ohne Wilhelm heiraten, wenn sie ihm sonst gefiel?"

„Pst, pst!" machte Mutter vorsichtig. „Sprich nicht so laut, daß die Leute es nicht hören. Ihr jungen Leute um die fünfzig herum wißt eben immer noch nicht, was sich damals schickte . . ."

Walther Franke-Ruta

DIE FÜHRUNG / *Von Hans Günther*

Es war ein Schloß in Preußen. Oestlich der Elbe. Kein altes Schloß. Nicht einmal hundert Jahre waren seit seiner Erbauung verstrichen. Und was ist das schon — für ein Schloß? Der Baumeister war erst um 1900 herum gestorben und hatte alle Stilarten gekannt. Es war das dem Schloß deutlich anzumerken, obwohl eine unverkennbare Neigung zur Gotik vorherrschte. Von jungem Efeu umrankt, stand es stolz in der Landschaft, auf einem kleinen Hügel — ein unwahrscheinliches Schloß!

Auch der Erbauer — kein neureicher Parvenu, vielmals reichsunmittelbarer Fürst mit uraltem Stammbaum — war noch nicht lange tot. Mit ihm war seine Linie ausgestorben. Das Schloß, das ein um sieben Ecken verwandter Vetter, ein in Schlesien begüterter Graf, geerbt hatte, wurde an zwei verarmte Barone und den Direktor eines Internats vermietet. Lediglich der Mittelbau blieb unbewohnt. Hier wurde nichts verändert. Jedes Jahr im Herbst kam in einem dicken, großen Automobil der Graf mit der Gräfin aus Schlesien und nahm in einem der Prachträume den Tee ein, um nach einer knappen Stunde weiterzufahren. An allen übrigen Tagen konnte dieser Teil des Schlosses von jedermann für eine halbe Mark besichtigt werden, im Sommer von 6—9, im Winter von 10—4 Uhr. Von dem Erlös und den Trinkgeldern lebten der Kastellan und seine Familie.

Meine Frau kannte das Schloß noch nicht. Ich war nicht der Ansicht, daß sie etwas versäumt hatte. Trotzdem beschlossen wir, unsere Reise, die sie zum ersten Mal aus dem Westen nach Danzig und Königsberg führen sollte, für einen Tag zu unterbrechen. Auf der Station, die in unmittelbarer Nähe des Schlosses lag, verließen wir zu später Abendstunde den Zug.

Am andern Morgen stand ich zeitig auf. Da meine Frau noch schlafen wollte, ging ich allein ins Städtchen. Zum zweiten Frühstück möchte ich zurück sein und sie abholen.

Die Sonne glitzerte hell und fröhlich durch die Bäume der Allee, die zum Schloß hinaufführte. Jeder Schritt war ein Stück Erinnerung. Die Schüler, die mir begegneten, kamen vom Internat. Nahezu drei Jahre hatte ich dort verbracht. Sie eilten — genau so schnell wie ich damals — zu demselben Gymnasium.

Der Kastellan, der — in verschlissener Livree, die Tabakpfeife im Mund — vor dem Hauptportal stand und sich von der Morgensonne bescheinen ließ, erinnerte sich meiner nicht gleich. Aber nach einer kurzen Unterhaltung glaubte er mich wiederzuerkennen. Er war alt geworden und lebte jetzt allein mit seiner Frau, die Kinder hatten sich verheiratet. Der Direktor des Internats war in den Ruhestand getreten. Sonst aber hatte sich wenig verändert. Die beiden Barone waren eher ärmer geworden, und die Jungens vom Internat eben so große Lausbuben wie wir damals.

Das beste Stück im ganzen Schloß war ein großer Flügel. Er stand in dem kleinen Musiksalon, einem der Räume des Mittelbaues. Früher hatte mir der Kastellan bisweilen erlaubt, darauf zu spielen. Er durfte das eigentlich nicht. Aber auf ein bißchen gutes Zureden hin holte er bei seiner Frau, der seit Jahr und Tag die Führungen durch das Schloß oblagen, auch heute die Schlüssel.

In dem Musiksalon, in den wir uns auf dicken Filzpantoffeln schlichen, stand — wie in all diesen Räumen — die Zeit still, obwohl eine Bronzeuhr, die der Fürst der Fürstin von der ersten Pariser Weltausstellung mitgebracht hatte, unter ihrer Glashaube emsig und munter tickte und auf jede neue Viertelstunde mit hellem Klingeln aufmerksam machte. Ich trat in die Fensternische, in der der braune, reich verschnörkelte Flügel stand, und schaute eine Weile in den Schloßhof hinunter. Hier waren wir während der Führungen oft heraufgeklettert und hatten den Vortrag der Kastellanin, den wir Wort für Wort auswendig hersagen konnten, mit einer Art vorausgenommenem Echo empfindlich gestört.

Der Flügel war etwas zugestaubt. Mit einem Lappen wischte der Kastellan flüchtig über die wenigen glatten Flächen und schloß ihn dann auf. Ich streifte meinen großen Siegelring vom kleinen Finger und begann zu spielen. Der Flügel hatte einen selten schönen Klang. Aber ein bißchen verstimmt war er doch. Vielleicht hatte seit meiner Schulzeit niemand mehr darauf gespielt. Dennoch — es war eine Stunde der Besinnlichkeit, und ich hatte meiner Frau nachher viel von schönen Erinnerungen zu erzählen. Am Vormittag reichte die Zeit nicht mehr aus, — aber gleich nach dem Essen gingen wir zusammen die Allee hinauf, um nun gemeinsam das Schloß zu besichtigen.

An der Führung nahm außer uns ein alter Studienrat mit seiner nicht mehr ganz jungen Tochter teil. Wir schlüpften in unsere Filzpantoffel, und dann begann der Vortrag der Kastellanin. Meine Frau hielt sich sofort das Taschentuch vor den Mund, — auf dem Weg zum Schloß hatte ich sie mit dem genauen Wortlaut des Textes bekannt gemacht, selbst Pathos und Betonung waren ihr bereits vertraut.

„. . . Dieser Raum nun diente dem erlauchten Fürstenpaar als Frühstückszimmer." Die Kastellanin sprach in dem singenden Tonfall eines ABC-Schützen, der sein Lesestück besonders fleißig einstudiert hat. „Da die Fürstin eine geborene englische Prinzessin war, pflegte sie des Morgens ihren Tee zu nehmen, während ihr Gemahl so lange Kaffee vorzog . . ."

In diesem Augenblick wurden hinter den hellen Scheiben der hohen gotischen Fenster ein paar Jungensköpfe sichtbar, die wie kleine Kobolde hereingrinsten. „. . . bis ihm der Arzt für den angegriffenen Magen Haferschleim verordnete." Mitten im Satz hatten die Lausbuben den Faden der Rede aufgenommen, und den zweiten Teil des Vortrages hörten wir nun doppelt. Sie beteten vor, und die Kastellanin betete nach. Sprach sie noch von den Gemälden sowie den Seegefechten und Nelson, die sie darstellten, erzählten sie bereits von der wertvollen Gläsersammlung oder den Verwandten der Fürstin, die in Biskuitporzellan auf deren Nachttisch standen. Das vorausgenommene Echo eilte jeweils um einen Satz voraus und irrte sich nie. Der Text stand aber auch für ewige Zeiten fest. Es hatte sich seit meiner Jugend nicht das Tüpfelchen auf dem i daran geändert.

Es half nichts, das die Brillengläser des Studienrats die Buben böse anfunkelten. Der alte Herr war hier unzuständig, und sie begleiteten uns lachend weiter, indem sie an den Fenstern entlang kletterten. Eine gefährliche Turnerei — aber wir hatten es damals genau so gemacht, und es war nie etwas passiert.

Wir kamen ins Musikzimmer. „Was ist das für ein Ring?" fragte der Studienrat und deutete mit seinem langen Zeigefinger auf den Deckel des Flügels. Die Kastellanin überlegte. Aber schon rief einer der Jungen deklamierend: „Hier erblicken Sie einen Siegelring, den der letzte russische Zar gelegentlich seines allerletzten hohen Besuches dem Fürsten zum Geschenk machte." Dieser Satz war im Text nicht vorgesehen. Dennoch sprach ihn die Kastellanin treu und bieder nach und wich nur insofern davon ab, als sie behauptete, es handle sich um ein Geschenk des alten Kaisers an die Fürstin.

Auch meine Frau betrachtete interessiert den Ring. „Findest du nicht, mein Lieber, daß er deinem sehr ähnlich ist? Er ist nur größer, natürlich, — in der Wirkung viel mächtiger, — aber sonst!"

Ich ließ meine rechte Hand schnell in der Hosentasche verschwinden und nickte. Es war dann gar nicht so leicht, unter den neugierigen Blicken der Jungens das „kaiserliche Geschenk" unbemerkt wieder an meinen kleinen bürgerlichen Finger zu stecken, den meine Frau nach Beendigung der Führung nicht lange genug besehen konnte.

„Wirklich", meinte sie, „sehr ähnlich!"

„Ja, meine Liebe, gewiß, — nur nicht ganz so groß und vor allem nicht so mächtig in der Wirkung. Aber das würde auch gar nicht zu mir passen, findest du nicht?" Ich lächelte ihr freundlich zu, und dann wurde es langsam Zeit, zum Bahnhof zu gehen.

Vom Zug aus sahen wir noch einmal hinüber zu dem Schloß. Stolz lag es auf dem kleinen Hügel. Die Abendsonne spiegelte sich in den hohen gotischen Fenstern. Wirklich, ein unwahrscheinliches Schloß! Meiner Frau schien es gefallen zu haben.

Hochbetrieb im Auswärtigen Amt

Hier werden des Führers Entschlüsse zur Tat

In der Wilhelmstraße in Berlin steht ein altes, schlichtes Haus, das die Nummern 74—76 trägt. Hier, im Auswärtigen Amt, ist die Stelle, die die außenpolitischen Ideen des Führers zur Tat werden läßt.

„Auswärtig" steht auf vielen Telegrammen, die Tag für Tag im Berliner Telegraphenamt eintreffen. Sie sind für das Auswärtige Amt bestimmt, das sich diese in der ganzen Welt bekannte Draht-Anschrift zugelegt hat. Die Telegramme, die an unsere Botschafter und Gesandten hinausgehen, werden mit „Diplogerma" adressiert, die an die Konsulate gerichteten dagegen mit „Konsugerma". Selbst der größte Industriekonzern wird nicht alltäglich mit einem Briefeinlauf in diesem Umfange überschwemmt, wie das Auswärtige Amt, zu dem der Postbote nicht drei- oder viermal am Tage, sondern sieben- bis achtmal kommt. Sechs Herren der Eingangsstelle sind ständig mit nichts anderem beschäftigt, als mit dem Oeffnen und Sortieren der angekommenen, meist schwer versiegelten Briefe, Päckchen oder Pakete, die täglich bis zu 600 und 700 Stück betragen.

Ihr Inhalt wird in zahlreichen Eisenkästen verteilt, die in einem großen Drahtregal stehen und die Nummer des betreffenden Referates an der Stirnseite aufgemalt haben. Wird eine dieser Kassetten in das Büro des Sachbearbeiters getragen, schließt sie sich beim Herausnehmen aus dem Drahtregal automatisch und ist dann nur im Zimmer des Referenten mit einem Spezialschlüssel zu öffnen. Der Verkehr geheimer Aktenstücke von Zimmer zu Zimmer geht in der Weise vor sich, daß die Dokumente in einer festverschlossenen Metallschachtel überbracht werden, die nur vom Empfänger aufgeschlossen werden kann. Bei der Wichtigkeit aller Schriftstücke, die hier umlaufen, ist diese Vorsichtsmaßregel verständlich, denn dadurch sind unter allen Umständen mißbräuchliche Einblicke ausgeschaltet.

Das Gewölbe der Staatsdokumente

„Stete Bereitschaft" ist der eine Grundsatz, der über der ganzen Arbeit des Auswärtigen Amtes steht, „Schlagkraft" der andere. Zu jeder Stunde weiß man, wo der Reichsaußenminister, oder in dessen Abwesenheit der Staatssekretär zu erreichen ist. Wenn eine hochwichtige Meldung an die deutschen diplomatischen Vertreter im Ausland gegeben werden soll, dann hat sie der Gesandte in Kabul kaum eine Stunde später, als der Botschafter in Rom. Ein bis ins Letzte durchorganisierter Nachrichtenapparat sorgt dafür.

Im höchsten Stockwerk des Auswärtigen Amtes liegen die Räume, die die Nachrichtenstelle beherbergen. Im Zimmer ihres Leiters hängt eine riesige Weltkarte, auf der durch weiße Schnüre die Wege gekennzeichnet sind, welche die Nachrichten des politischen Dienstes in alle Welt hinaus nehmen. Fernschreiber, Funk und Ueberseekabel stehen dazu zur Verfügung. Selbstverständlich sind alle Mitteilungen chiffriert. Eine ganze Wissenschaft ist um diese Geheimkunst erstanden, die dazu dient, Nachrichten nach bestimmten Systemen für unberufene Augen unlesbar zu machen. Mit mathematischer Genauigkeit und Schärfe werden die Geheimschlüssel von unseren „Chiffreuren" erdacht, trotzdem aber beauftragt man Eilkuriere, wenn es sich darum handelt, Dokumente von besonders weittragender Bedeutung zu befördern.

Und die Ergebnisse all dieser von den einzelnen Abteilungen in Tagen und Nächten vollbrachten Arbeit? In den Safegewölben des Auswärtigen Amtes ruhen sie — Dokumente, Abkommen, Staatsverträge. In diesen versiegelten und verschnürten Papieren sind gleichsam alle Anstrengungen, Mühen, alle Hingabe und Aufopferung verkörpert. Die Dokumente, die hier verwahrt liegen, sind aber längst nicht alle in der Sprache des Landes abgefaßt, mit dem der Vertrag abgeschlossen wurde, sehr viele von ihnen vielmehr in Deutsch. Im schriftlichen Verkehr Deutschlands mit den anderen Nationen ist heute Französisch keineswegs mehr die ausschließliche Diplomatensprache. Wir sind mehr dazu übergegangen, unsere eigene Sprache zu gebrauchen, deren sich darauf im Briefaustausch mit der Reichsregierung sogar auch andere Länder bedienten. Bei sehr bedeutsamen Verträgen legen wir trotzdem aber eine englische oder französische Uebersetzung bei, um Ungenauigkeiten zu vermeiden.

Rekorde der Sprachenkunst

Diese Uebertragungen anzufertigen, ist Aufgabe des Sprachendienstes des Auswärtigen Amtes. Ihm obliegen alle mündlichen und schriftlichen Uebersetzungen, er bildet die Dolmetscher heran, die, wie heute Gesandter Dr. Schmidt, dann bei den Verhandlungen des Führers oder der Reichsregierung mit ausländischen Diplomaten, anwesend sind.

Im Hinblick auf die Tatsache, daß der Sprachendienst des Auswärtigen Amtes einen Dolmetscher in seinen Reihen zählt, der schon amtliche Schriftstücke aus 53 verschiedenen Fremdsprachen mit der gebotenen Genauigkeit ins Deutsche übersetzte, ist die Behauptung nicht zu kühn, daß diese Abteilung rein durch nichts in Verlegenheit zu bringen ist. 500 Uebersetzungen im Umfang von einer bis zu hundert Seiten werden von ihr durchschnittlich im Monat angefertigt. Mag es auch noch so eilen, zum festgesetzten Zeitpunkt ist die Uebertragung aus einer anderen oder in eine andere Sprache fertig! Das Meisterstück bedeutete es, als eine große Rede des Führers, die 80 Schreibmaschinenseiten umfaßte, innerhalb von 27 Stunden in sieben verschiedenen Sprachen übersetzt und gedruckt war.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

10. Fortsetzung

Niemand rührte sich im Gerichtssaal. Die Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Interessiert neigte sich der Vorsitzende vor, um besser hören zu können. Das Publikum hing an dem Munde des Anwalts, voll Ungeduld, die endliche Lösung zu erfahren. Einige blickten auf den Geheimrat, der in sich zusammengesunken dasaß. Man wollte die Wirkung dieser Eröffnungen auf den alten Mann beobachten. Plötzlich geschah etwas Seltsames. Perfall, der wieder nach der Stelle hinsah, wo Craven stand, schien wie erstarrt. Die Gestalt am Fenster bewegte sich, drehte sich seitwärts und wurde vom einfallenden Tageslicht heller beleuchtet — Herr des Himmels! — er hatte sich getäuscht — das war ja, — das war ja gar nicht Craven — es flimmerte ihm vor den Augen — darum hatte sich dort während seiner Rede nichts gerührt — wo war Craven? Er verließ seinen Platz, stürzte zum Richtertisch und schrie wie von Sinnen:

„Herr Vorsitzender — Herr Staatsanwalt — Craven ist entwischt, geben Sie Befehl, ihn zu verhaften — bis vorhin war er noch im Saal — er ist der Verbrecher, er darf nicht entkommen, — schnell, schnell, verhaften Sie ihn!"

Im Zuhörerraum wurde es unruhig. Die Leute standen auf, um besser sehen zu können. Jemand in der Menge schrie laut: „Platz machen! Platz machen!" Der Lärm wurde stärker.

„Was gibt es dort?" rief der Vorsitzende, sich erhebend, „ich bitte um Ruhe!"

Ein Justizwachtmeister eilte an den Richtertisch: „Der Herr Geheimrat muß sogleich nach Hause gebracht werden."

„Veranlassen Sie das Nötige und schaffen Sie dann im Zuhörerraum Ordnung", sagte der Vorsitzende.

Man führte den Geheimrat hinaus. Das Stimmengewirr ließ nach. Perfall war nach rückwärts geeilt, er suchte vergeblich nach Craven, sprach in wirrer Hast mit dem Beamten an der Tür, dann kam er wieder vor an den Richtertisch, bleich, die Haare im Gesicht und verstört aussehend. Verzweifelt schlug er sich an die Stirn. Richter und Geschworene sahen auf den jungen Anwalt, der ganz außer sich schien. Schließlich nahm der Vorsitzende begütigend das Wort:

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Rechtsanwalt. Wünschen Sie, daß ich die Verhandlung auf kurze Zeit unterbreche?"

„Nein, nein — keine Unterbrechung! Er ist entwischt, — ich habe mich täuschen lassen!" stammelte Perfall.

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt.

„Herr Verteidiger, fühlen Sie sich imstande, uns die Beweise, die Sie in Aussicht gestellt haben, vorzutragen? Sonst müßten wir annehmen, daß Ihr Plädoyer beendet ist."

Eine neue Gefahr!

„Nein, ich bin noch nicht zu Ende!" Perfall riß sich zusammen. Nur jetzt nicht versagen, dicht vor dem Ziel. Er eilte an seinen Platz und öffnete seine Aktenmappe. „Craven ist ein Schwindler und Verbrecher!" rief er mit gellender Stimme. „Er heißt überhaupt nicht Craven. Hier, sehen Sie, knapp vor Beginn des Plädoyers erhalte ich aus London diesen Polizeibericht. Der wirkliche Sir Archibald Craven hat England seit einem Jahr nicht verlassen und lebt in Schottland —." Er reichte das Schreiben einem Justizwachtmeister, der es dem Vorsitzenden übergab. „Jetzt erst ist das Geheimnis um diesen Mann gelüftet. Nach den Fingerabdrücken, die ich nach London geschickt habe, ist er ein Russe, der sich unter dem Namen eines Sir Craven, eines Verwandten, Eintritt in das Haus des Geheimrats verschafft hat, der dem nichtsahnenden Gelehrten als Mäzen gegenübertrat, ihn scheinbar selbstlos mit Geld unterstützte, damit er seine Experimente fortsetzen konnte, Experimente, von denen ein Verbrecherkonsortium Kenntnis bekommen hatte, und der hinter dem Rücken des Erfinders Teile seiner Arbeit, die im Schreibtisch eingeschlossen waren, photographierte. Hier sehen Sie eine dieser Aufnahmen. Ich selbst habe ein in tausend kleine Stückchen zerschnittenes Negativ im Papierkorb seiner Dunkelkammer gefunden. Hier sehen Sie den in mühseliger, wochenlanger Arbeit zusammengefügten Abdruck, den ich gleichfalls leider erst heute vor der Verhandlung erhielt."

Er entnahm einem Umschlag in Folioformat die Vergrößerung und legte sie auf den Richtertisch.

Jetzt hatte sich sowohl der Richter wie der Geschworenen selbst eine gewisse Aufregung bemächtigt. Diese Argumente zerschmetterten ja die ganze Anklage! Der Staatsanwalt besah kopfschüttelnd den Londoner Polizeibericht, während der Vorsitzende und die Richter überrascht die Photographie studierten. Auch im Zuhörerraum machte die Wendung, die der Prozeß nahm, den größten Eindruck.

„Sind Sie zu Ende?" fragte der Vorsitzende, mit einem leisen Unterton gewinnender Anerkenung für den jungen Verteidiger.

„Nein, noch nicht, Herr Vorsitzender! Leider ist der gefährliche Bursche in letzter Minute trotz aller Vorsichtsmaßnahmen entschlüpft. Ich schließe meine Verteidigungsrede mit der Behauptung, daß nach den Beweisstücken, die ich durch eine glückliche Fügung jetzt noch dem Gericht vorlegen konnte, sowohl der falsche Sir Craven wie seine Besucher nichts anderes sind als Mitglieder einer Bande, die hinter der Erfindung des Geheimrats her ist. Sie wissen nunmehr, wo die wirklichen Verbrecher zu suchen sind. Der Diener Xaver Bernhard ist unschuldig angeklagt. Ich bitte um seinen Freispruch."

Atemlose Stille herrschte, als Perfall geendet hatte. Niemand rührte sich. Gespannt blickte der ganze Saal auf den Richtertisch.

Der Vorsitzende wandte den Kopf nach dem Staatsanwalt, sah ihn fragend an, als ob er von ihm eine Erklärung erwarte. Langsam erhob sich dieser. Seine scharfe, markante Stimme klang ehern in die Stille des aufhorchenden weiten Raumes:

„Nach den beweiskräftigen Enthüllungen des Herrn Verteidigers ziehe ich die Anklage gegen den Diener Xaver Bernhard in vollem Umfange zurück."

Jetzt ließ sich die bisher mühsam zurückgehaltene Bewegung im Zuhörerraum nicht mehr eindämmen. Ein donnernder Applaus brach los. Der Vorsitzende trug dieser begreiflichen Entladung begeisterten Rechtsgefühls Rechnung. Ruhig blickte er in die erregte Menge und wartete, bis sich der Sturm gelegt hatte. Dann sagte er laut:

„Die Verhandlung ist geschlossen."

*

Es war ein großer Erfolg, den Perfall errungen hatte. Ja, er hatte einen harten Kampf zu Ende gekämpft und einen zu Unrecht schwer beschuldigten Menschen befreit. Er hatte einen Verbrecher entlarvt, ohne die Ehre der armen irregeleiteten Ethel zu gefährden. Ihr Andenken würde hell in aller Erinnerung weiterleben. Er selbst aber war einer Gefahr entgangen, die ihm schlaflose Nächte bereitet hatte. Und doch — er fühlte sich in seinem Innern nicht befreit. So viele Gründe er zu seiner Entschuldigung hatte — in tiefster Seele konnte er sich nicht freisprechen. Schuldlos und dennoch schuldig — er wurde nicht froh.

Der Mann, der sich Sir Craven genannt hatte, war verschwunden, seine Helfer waren mit ihm entwischt. Das Flugzeug auf dem Tempelhofer Feld hatten sie im Stich gelassen. Wie war es nur möglich gewesen, daß Craven aus dem Gerichtssaal schlüpfen konnte, trotzdem Zellner einen Beamten an die Ausgangstür gestellt hatte? War denn der Mensch mit dem Teufel im Bunde?

Zellner war der Ansicht, daß der Gauner, bereits nach Perfalls erster Anspielung auf ihn, Lunte gerochen und nach dem Ohnmachtsanfall der Frau, die hinausgeleitet wurde, den Saal unbemerkt verlassen hatte. Perfall mußte sich getäuscht haben. Er hatte jemand anders, der gleichfalls mit dem Rücken zum Fenster stand, für Craven gehalten. Wäre doch der Londoner Polizeibericht um 24 Stunden früher angekommen. Craven säße bereits hinter Schloß und Riegel.

Er konnte Berlin noch nicht verlassen haben. Die Maßnahmen der Polizei waren so umfassend, daß er weder mit der Bahn noch im Flugzeug entkommen sein konnte. Höchstens war eine unsichere Flucht im Auto möglich. Aber Reichsgebiet und Grenzbehörde waren aufs genaueste verständigt. Man hätte ihn also auch im Auto entdeckt und seine Festnahme wäre schon gemeldet worden.

*

Vierundzwanzig Stunden waren nach dem Freispruch Bernhards vergangen. Der Arzt hatte den Geheimrat verlassen und die Pflegeschwester geleitete ihn hinunter, um mit ihm ein Stück Weges durch den Park zu gehen. Der Zustand des alten Herrn beunruhigte den Arzt.

Kaum waren die beiden aus dem Krankenzimmer, so erhob sich der Geheimrat aus dem Bett. Er fühlte sich kräftiger. Er mußte die Fenster öffnen, — Luft! Luft! Die Sonne schien hell, Wiesen und Blumen grüßten zu ihm herauf, die wohlbekannten Formen der alten Bäume, ihre Wipfel, die sich im leichten Wind bewegten, waren ihm vertraute Bilder und beruhigten ihn.

Er stand am Fenster. Wie weit, wie blau war der Himmel, wie still der Garten. Wohltuende Ruhe. Das Toben in seinem Hirn hatte aufgehört. Der seltsame, ihn unaufhörlich belästigende Druck im Kopf war verschwunden. Sterben? Nein! Er fühlte sich jung! Er würde nachher mit Ethel den gewohnten Spaziergang machen und sich über ihre Munterkeit freuen. In der Ferne sah er den Platz, wo sie immer ihr kleines Ponny getummelt hatte. Sie war eine wundervolle Reiterin gewesen, schon als kleines Mädchen. Steht sie nicht dort zwischen den Büschen? Wahrhaftig! Ja! Er lachte und winkte ihr zu, und sie erwiderte seinen Gruß.

Ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Sein Kind! Wie er es liebte! Wie herrlich war das kurze Jahr seiner Ehe gewesen. — — Nein, Craven ist unschuldig. Es ist alles nur Verleumdung. Ein so prächtiger Mensch!

Es klopfte, und er sagte: „Herein."

Craven trat ein. Er reichte ihm die Hand.

„Ich weiß, man will Sie verleumden, aber ich glaube kein Wort von allem, was man gegen Sie vorbringt. Wollen Sie Ethel sehen? Hier, stellen Sie sich ans Fenster, so, und nun sehen Sie geradeaus, dorthin, wo die Birken stehen, rechts davon, das Gebüsch — sehen Sie, wie sie winkt? Ist sie nicht reizend in ihrem hellen Kleid? — Sie wollen schon gehen? O, Sir Craven, Sie durften mein Vertrauen nicht täuschen, das war nicht schön von Ihnen. Geben Sie mir Ihre Hand, adieu!"

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl, der am offenen Fenster stand und sah in die Landschaft. Plötzlich stand Bernhard neben ihm und sagte: „Guten Tag, Herr Geheimrat."

„Guten Tag, Bernhard, ich freue mich, daß man Sie freigesprochen hat. Sie sind ein anständiger Mensch. Sie dürfen bei mir bleiben, und ich werde für Sie sorgen."

„Danke, Herr Geheimrat."

„Perfall ist ein tüchtiger Anwalt! Wie gut hat er für Sie gesprochen. Und seine Vermutung war ganz richtig. Alle haben es geahnt, nur ich nicht."

„Ich hätte Sie gern gewarnt, gnädiger Herr, aber Sie waren sehr aufgebracht gegen mich. Sie dachten immer, ich wäre ein schlechter Kerl."

„Kannst du mir verzeihen? Bleib doch! Warum gehst du? Bernhard! Bleib!"

Aber der Diener ging hinaus.

Er mußte Ethel versöhnen, er würde nachher mit ihr sprechen, sie durfte den Diener nicht entlassen. — Wer hätte das von Craven gedacht! Und doch ist er ein Stümper. Trotz alledem. Ein kurzsichtiger Dieb. Was nützt ihm das Blatt, auch wenn er es hätte stehlen können? Nichts! Ohne Zusammenhang mit der übrigen Arbeit war es wertlos.

Er stand auf und ging erregt umher. „Mein Werk — mein Werk!" flüsterte er.

Er entnahm seinem Nachttischchen einen Schlüsselbund, ging zu dem eisernen Kassenschrank, der in der Ecke des Schlafzimmers stand und öffnete. Der Schrank war leer — — —

Lange sah er hinein. Dann nickte er und lächelte. „Perfall", sagte er, sich zu dem Anwalt umdrehend, der eben eingetreten war, „ich danke Ihnen, Sie haben meine Erfindung gerettet und an sich genommen. O, wie viel muß ich an Ihnen gutmachen!" Dann schloß er den Schrank und verwahrte die Schlüssel.

Mit einem Male war er müde geworden. Er ging ans Fenster und ließ sich in den Lehnstuhl nieder. Die Beine versagten ihm plötzlich. Er fror, obwohl es von draußen warm hereinflutete. Seine Hände zitterten.

„Gestohlen! Gestohlen!" sagte er leise vor sich hin, „mein Lebenswerk — alles — alles gestohlen!"

Er starrte in den Garten. Sein Gesicht war wie eine Maske geworden, nur die Augen lebten und schienen in der Ferne etwas zu suchen. Aber Ethel stand nicht mehr beim Gebüsch und winkte nicht mehr. — Seine Frau ging dort über die Wiese, schlank, schön, mädchenhaft. Sie nickt herüber — sie ruft ihn, — breitet die Arme nach ihm aus — — Schnell hin zu ihr! „Ich komme — Liebste — ich komme!" flüstert er, die Hände sehnsüchtig ausstreckend. Mühsam erhebt er sich, seine Kräfte versagen, der Blick seiner Augen erlischt. Einen Augenblick steht seine hohe Gestalt aufgerichtet da, — dann schwankt er und gleitet zusammenbrechend zu Boden. —

*

Der Einbruch im Schlafzimmer des Geheimrates erfolgte während der großen Hauptverhandlung, als alle Hausbewohner im Gerichtssaal weilten. Auch hier war Cravens Hand im Spiel gewesen, und aus diesem Grunde hatte er sich am letzten Verhandlungstag, gleich nach der Eröffnung, aus dem Gerichtssaal entfernt, um gemeinsam mit seinen Komplizen die Pläne zu entwenden. Obwohl seine Anwesenheit und die seiner Freunde in der Villa bemerkt wurde, konnte doch niemand ahnen, was er im Schilde führte. Und so gelang es ihm, mit dem ganzen Material zu entkommen. Der Spezialdienst der Polizei war aufgeboten worden. Aber — als ob die Erde Craven und seine Spießgesellen verschlungen hätte, — man entdeckte keine Spur von ihnen.

Die Nachricht vom Ableben des Geheimrats erschütterte alle Welt in hohem Maße. Das feierliche Begräbnis, unter ungeheurem Zulauf von Trauergästen, war vorüber. Zellner und Perfall hatten ergriffen der Beerdigung beigewohnt und befanden sich auf dem Heimweg in die Stadt.. Schweigend waren sie eine große Strecke Weges zusammen gegangen, dann hatte der Anwalt einen Wagen genommen und jetzt hielt er vor Perfalls Büro.

„Kommen Sie noch eine Minute mit zu mir hinauf?" fragte Perfall.

„Ich wollte Ihnen eben den Vorschlag machen, mit mir ins Präsidium zu kommen. Ich möchte mit Ihnen über das sprechen, was beide bewegt, — über die Festnahme dieses Kerls, der sich Sir Craven nannte."

„Das können wir ebenso gut bei mir, kommen Sie, lieber Regierungsrat."

Die Herren saßen in Perfalls Büro und rauchten nachdenklich ihre Zigaretten. Durch die gepolsterte Tür hörte man von nebenan das Geklapper der Schreibmaschinen. Perfall hatte Auftrag gegeben, ihn nicht zu stören.

Er und Zellner waren im Laufe der Begebenheiten einander näher gekommen. Der pflichteifrige Beamte hatte den jungen Anwalt schätzen gelernt. Es war der Beginn einer Freundschaft, die sich aus Irrnissen und Wirrnissen zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung entwickelt hatte. Jetzt erfüllte beide nur ein Gedanke: Wo ist Craven? —

Zellner, dem ehrgeizigen und gewissenhaften Diener der Justiz, fehlte der notwendige und gerechte Abschluß des Prozesses: Die Bestrafung des Schuldigen. Perfall, trotz seines großen Erfolges als Verteidiger des Angeklagten, fand keine Ruhe, bevor nicht der Urheber seines Unglücks dem Gericht übergeben war.

„Sollte man es glauben", sagte er zu Zellner, „daß die Polizei, die heute über alle erdenklichen Mittel verfügt, noch nicht auf die Spur dieses Verbrecher gekommen ist?"

„Sie fürchten, er würde uns entschlüpfen, je mehr Zeit bis zu seiner Festnahme vergeht?"

„Das fürchte ich allerdings. In mir hat sich geradezu ein Haß gegen diesen Menschen angesammelt, und ich möchte es erleben, daß hier ein „Aug um Aug, Zahn um Zahn" statuiert wird."

„Verstehe ich, verstehe ich recht gut", meinte Zellner, indem er interessiert Perfalls Akten zur Hand nahm, die den Prozeß Bernhard betrafen, und die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen.

„Alle unsere großartigen Hilfsmittel sind manchmal zwecklos, und der scharfsinnigste Kriminalist versagt, wenn nicht irgendein winziger, kleiner Zufall, der dem Laien gar nicht beachtenswert erscheint, plötzlich auftaucht. Irgendein Fingerzeig."

„Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter führen",

zitierte Perfall aus dem Faust.

„Sehr richtig, wundervoll gesagt!" bestätigte Zellner, von seiner Lektüre aufblickend. „Einen Fingerzeig! Oft liegt so ein Fingerzeig wochenlang herum. Man beachtet ihn nicht. Ja, oft vernichtet man ihn, weil man nicht ahnt, welche Bedeutung er hat. Wir sind nämlich trotz unserer Machtfülle keine Zauberer, sondern Menschen. Und da geht es eben ohne solche Fingerzeige oft gar nicht vorwärts, denn nicht die Macht, sondern das Gehirn erringt den Endsieg. Was ist denn das hier?", unterbrach er sich und deutete auf einen Postaufgabeschein, der in den Prozeßakten lag.

„Ja, lieber Regierungsrat", lächelte Perfall, „das war auch so ein Fingerzeig, aber leider konnte ich ihn nicht enträtseln. Diesen Postaufgabeschein fand ich, als ich Cravens Zimmer durchsuchte, in seinem Schreibtisch. Es ist der Aufgabeschein eines eingeschriebenen Briefes."

Zellner studierte den Namen. „Nicht zu entziffern", sagte er, „entweder Demartin oder Demoulien, oder so ähnlich. Haben Sie denn am Postamt nachgefragt?"

„Selbstverständlich. Aber vergeblich. Der Name hätte uns vielleicht auf die Spur geführt. Aber kein Mensch konnte ihn lesen, — auch der Beamte nicht, der den französischen Namen geschrieben hatte."

„Schade! Der Schein wäre unbezahlbar gewesen, wenn man damals den Namen hätte feststellen können."

Beide rauchten schweigend. Zellner hatte die Akten wieder hingelegt. Perfall fuhr fort:

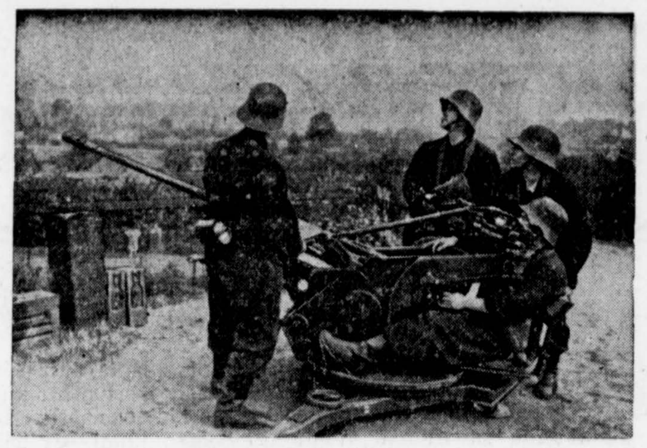
„Während ich damals heimlich Cravens Zimmer durchsuchte, kam auch ein Einschreibebrief an Ethel an. Gerade als ich die Villa verließ. Auch hier stand als Absender ein französischer Name auf der Rückseite des Briefes."

„Erinnern Sie sich des Namens?"

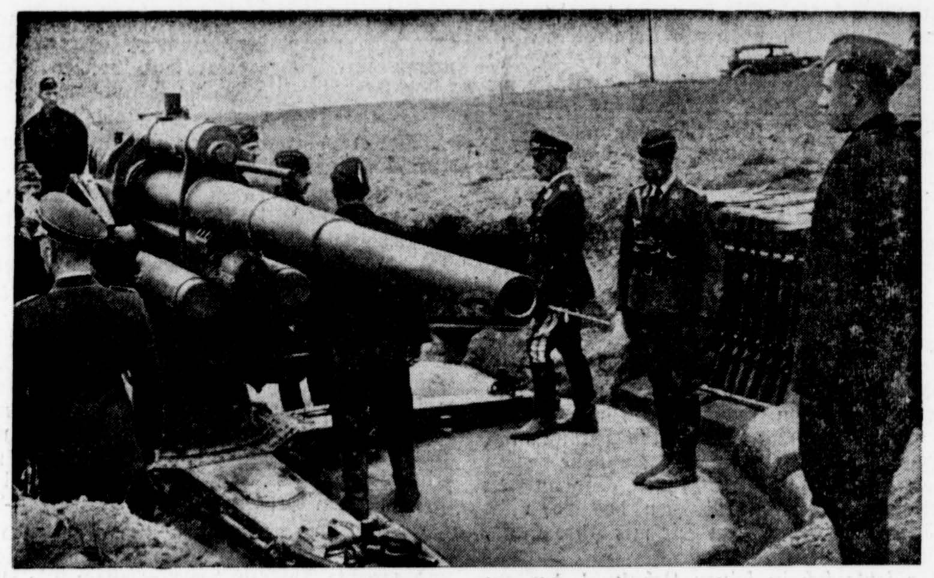
(Fortsetzung folgt.)

Beherrschung des Luftraumes

Unüberwindlich sind unsere Luftgeschwader - feuerbereit ist unsere Flak



Der Feind kann kommen
Das feuerbereite leichte Flakgeschütz ist auf der Hut.



Schweres Flakgeschütz
Drohende Vernichtung erwartet den Gegner, der in die Reichweite dieses Stahlkolosses kommt.

Es war 1935, beim Reichsparteitag in Nürnberg. Staunend und mit innerer Dankbarkeit für unseren Führer hatte die unübersehbare Menge auf der Zeppelinwiese eben die packenden Vorführungen der Wehrmacht verfolgt.

Da — plötzlich ein Brausen und Dröhnen! Beinahe unheimlich erfüllt es die Luft, dann stürzen sich in wilder Jagd riesige Bomber auf das Feld. Und wieder ein Tosen. Wie aus den Wolken geschossen kommt ein Geschwader blitzschneller Jagdflugzeuge heran. Flakgeschütze — gerade waren sie unten vor den Tribünen in Stellung gegangen — werden abgefeuert. Zum Brausen der Motore kommt die unheimliche Donnerstimme dieser gegen den Himmel gerichteten Rohre.

Die Menschen schweigen einen Augenblick, hingerissen von der Wucht dieses Schauspiels. Dann schallt Beifall, tosender Beifall über die Weite der Zeppelinwiese hinweg. Die Augen deutscher Männer und Frauen, deutscher Jungen und Mädel blitzen auf. Stolz, Freude, Dankbarkeit erfüllt die Herzen. Ist es Wahrheit? Ist es wirklich Wahrheit? Deutschland hat eine derartige schlagkräftige, mächtige Luftwaffe? Nach den Jahren der Ohnmacht unseres Vaterlandes, einer völligen Wehrlosigkeit zur Luft, mutet das eben Geschaute wie ein Traum an.

Aber es ist Wahrheit, beglückende Wahrheit! Und mächtig wachsen in den folgenden Jahren die Schwingen des deutschen Adlers — die Schwingen unserer Luftwaffe.

Auf dem Himmel dahinziehende Geschwader deutscher Sturzkampfflugzeuge, die Sonne verdunkelnde Züge flinker Jagdgeschwader — das werden für uns vertraute Bilder. Drohende Batterien der Flakwaffe richten in Manövern ihre Rohre zum Himmel. Wendig und blitzschnell arbeiten die leichten Flakgeschütze. Im Film und auf Bildern und in Vorführungen der Luftwaffe lernt man den Dienst unserer Blauuniformen kennen, macht man sich ein Bild vom Leben in unseren Fliegerhorsten, sieht unsere Flaksoldaten am motorisierten leichten Geschütz, am feuerbereiten Flak-MG., beim Hantieren mit Entfernungsschätzern.

Das Wort von Generalfeldmarschall Hermann Göring hat sich erfüllt: Unser Volk ist ein Volk von Fliegern geworden! In der Höhe — und auf der Erde durch unsere Flak — beherrschen wir den Luftraum.

In diesen Tagen des Ernstes aber bestätigen die ersten Meldungen von den Kampfhandlungen die Wahrheit: „Angriff einer deutschen Jagdstaffel auf den Flughafen von Lodz: 15 polnische Flugzeuge vernichtet!" — „Polnischer Rückzug artet durch Tiefangriff in Flucht aus." — „Die polnische Luftwaffe praktisch verschwunden!" — „Feuerbereit steht unsere Flak im Westen!" — „Englischer Bombenangriff auf Wilhelmshaven und Cuxhaven im Flakfeuer zusammengebrochen. Von zwölf Engländern wurden fünf abgeschossen." — „Erfolgreiche Jagd deutscher Bomber auf einen polnischen Güterzug."

Der Geist eines Richthofen, eines Immelmann und Boelcke aber erfüllt die Mannschaft dieser jungen, stolzen Luftwaffe. In unerschütterlichem Vertrauen kann unsere Nation auf seine Wehrmacht und besonders wieder auf seine Luftwaffe blicken. Heute wissen wir es: Unsere Luftwaffe schützt die Heimat! Unsere Flakartillerie ist auf dem Posten!

Dr. Höller

Flakmeldeposten
An allen Grenzen Deutschlands steht unsere Flakartillerie auf dem Posten.

Sicherung einer Brücke
Flak-MG. erwartet den Angreifer.
(Presse-Bild-Zentrale 3, Atlantic 2, Scherl-Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Sturzkampfflugzeug wird getarnt
Eine gute Tarnung ist auch für unsere Flugzeuggeschwader ein wichtiges Gebot.

Zum Schutz eines Flughafens
Schwere Flakbatterien schützen einen Flughafen im Osten. Eben startet ein Bomber zum Flug gegen den Feind.

Auch ein Patient

Arzt (ins Wartezimmer tretend, wo sich mehrere Patienten befinden): „Wer hat denn schon am längsten gewartet?"

Ein Schneider (der seine Rechnung übergeben will): „Ich, Herr Doktor! Ich habe Ihnen einen Herbstanzug schon vor drei Jahren geliefert."

Stimmt doch!

Die Braut: „Aber Egon, wie kannst du zu Papa sagen, du bekommst in allernächster Zeit 10 000 Mark!"

„Na, die bekomm ich doch auch. Oder sollte mich deine Mutter belogen haben?"

*

Zwei Fahrgäste unterhalten sich. „So etwas Aehnliches wie den Vesuv haben Sie in Amerika ja doch nicht", sagte der Italiener zu dem amerikanischen Fahrtgenossen.

„Da haben Sie allerdings recht, aber wir haben da 'nen kleinen Niagarafall, der löscht Ihnen den Vesuv in einer Minute aus."

*

Ein berühmter Chirurg wurde des nachts zu einem reichen, aber eingebildeten Kranken gerufen. Als er den Kranken untersucht hatte, fragte er sehr ernst: „Haben Sie schon Ihr Testament gemacht?"

„Nein", antwortete ängstlich der Patient, „ist es denn schon so weit?"

„Lassen Sie bitte sofort Ihren Notar rufen!"

„Aber, lieber Herr Doktor!"

„Lassen Sie ihn rufen sowie Ihre Kinder und ihre nähere Verwandschaft!"

„Muß ich denn wirklich sterben?"

„Nein, das nicht, aber ich will nicht das einzige Kamel sein, das Sie mitten in der Nacht ohne jede Ursache aus den Federn jagen!" (Koralle)

Zuviel verlangt

„Bist du wirklich überzeugt davon, daß er dich liebt?" fragte Nora.

„Ja, ganz fest!" bestätigt Gertrud.

„Wie kannst du denn das so genau wissen?"

„Er sagte, er würde für mich sterben!"

„Das sagen sie alle — glaube ihm nicht, bevor er es wirklich getan hat!"

*

Ein Mann kam nach Amerika. Der Offizier am Zoll fragte: „Sie heißen?"

Der Mann sagte seinen Namen.

„Lauter", sagte der Offizier.

Der Mann sprach lauter.

„Noch lauter", sagte der Offizier.

Der Mann sprach noch lauter.

„Herr, lauter sagte ich. Warum sprechen Sie, wo Sie doch ein Mann sind, so leise wie eine Frau?"

Der Mann bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Meine Mutter war eine Frau, vielleicht kommt es daher . . .?"

*

„Ich muß dir unter vier Augen etwas erzählen, Vater!"

„Na, du meinst doch unter drei Augen! Eins soll ich doch sicher wieder zudrücken!"

*

„Stellen Sie sich vor, als ich Ihren Freund Eberhard kennenlernte, hatte er nicht einmal ein Hemd am Leibe."

„Na, hören Sie mal, das ist doch wohl nicht möglich, da verwechseln Sie ihn sicher mit einem anderen."

„Nein, bestimmt nicht, es war nämlich vergangenen Sonntag im Strandbad!" (Berl. Illustr. Ztg.)

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur.** Sehr bewährt, v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. **Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933.** Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). **Marke Helwaka** mit Stern patentamtl. Wz. 468509 **schützt vor Enttäusch.** Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. **Helwaka-Köln 114**

1000 gemischte **Briefmarken** aus allen Erdteilen im Katalogwerte von mindestens 60 RM mit Flug-, Gedenk-, u. Wohlfahrtsmarken nur RM 3,95 franko dort. **Willy Focke,** Briefmarkenhandlg., Karlsruhe i. Bd., Postfach

Graue Haare sind i. 8 Tg. naturl. dch. „O-B-V". RM. 1.85 portofr. Bei nichterf. Geld zur. O. Blocherer, Augsburg II/29.

Die Klein-Anzeigen unserer Zeitung bringen ihnen durch weiteste Verbreitung **größten Erfolg**

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt G. m. b. H.,** Paderborn. Geschäftsleitung: **Eberhard Wessel,** Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Johannes Grohmann;** Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger;** für den kulturellen und allgemeinen Teil: **Josef J. Link;** Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen **bis zu 2-Spaltenbreite** aufgenommen werden: **Georg Voigt,** sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag"; 2. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg., – Nr. 39 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 24. September 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ich hole Hans ab

Von Helga Prollius

Als ich in der Tram sitze, stelle ich fest, daß ich kein Geld bei mir habe — nicht einen Pfennig, denn mein Portemonnaie ist verschwunden, entweder vergessen oder verloren! Bei dieser Feststellung überrinnen mich jene bekannten heißen und kalten Schauer und zwar mit verdoppelter Intensität, wenn ich an meine verheerend schlechten Sprachkenntnisse denke. Denn — ich befinde mich in einer wildfremden Stadt, noch dazu in einem fremden Erdteil und bin im Begriff, meinen Mann von der Bahn abzuholen.

Der Schaffner naht. Ich springe von meinem Sitz und eile der Tür zu, um durch Aussteigen auf der nächsten Station mich der Verpflichtung des Bezahlens zu entziehen. Der gute Mann sieht mich fliehen, und da er — nicht ganz mit Unrecht — vermutet, es mit einer Schwindlerin zu tun zu haben, ruft er mir eine ganze Suade zu, von der ich aber immer nur das eine Wort „pay" verstehe. Verd . . . peinliche Angelegenheit!

Das ganze Abteil ist schon aufmerksam geworden und guckt mit der Gier nach Sensation in den Blicken auf mich hin. Zu meinem Unglück sind es ausgerechnet lauter Männer, die nun halb belustigt, halb ironisch — je nach Veranlagung und Einstellung dem weiblichen Geschlecht gegenüber — auf mich armes Wesen starren, die ich angsterfüllt dem Schaffner zustammele: "No money — get out!" Der hat mich wenigstens verstanden, und ein Herz hat er auch. Er nickt: „Alright!"

Und ich steige aus.

Ich sehe zur Uhr. Bis zur Ankunft des Zuges noch 20 Minuten. Werde ich es zu Fuß schaffen? Keine Ahnung habe ich, wielang der Weg ist. Ja, ich kenne den Weg zum Bahnhof nicht einmal genau, habe nur eine dunkle Erinnerung, als müsse man eine lange Straße immer geradeaus gehen.

Was hilft's? Ich setze mich in Trab. Während ich die Straße hinunterhetze, als sei der Leibhaftige mir auf den Fersen, gehe ich erst mal mit mir selbst ins Gericht, mache meine Fahrigkeit für alles haftbar und suche im Geist mein Portemonnaie.

Was würde Hans dazu sagen, wenn er das erführ?! „Natürlich — natürlich! Das ist deine berühmte Selbständigkeit! Nicht zwei Tage kann man dich allein lassen, ohne daß irgendetwas passiert!" — Aber bin ich wirklich so zu verdammen? Gewiß, ich war zerstreut, aber doch nur deshalb, weil ich andererseits so stark konzentriert war! Ja, lach nicht, Hans! — Es ist das alte Paradoxon vom „zerstreuten Professor", der in Wirklichkeit der konzentrierteste Mensch dieser Erde ist. — Wenn man seinen Mann erwartet, den man vier Wochen nicht gesehen hat, wenn man außerdem für eine deutsche Zeitung Artikel schreibt über die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten einer fremden Stadt, ist man dann nicht entschuldigt wegen doppelter Belastung der Ganglienzellen?

Unter diesen philosophischen Erörterungen hetze und jage ich dahin. Es ist eine lange Geschäftsstraße, bekränzt mit Wolkenkratzern, die ihre Lichtreklamen und grellen Scheinwerfersäulen in tollem Durcheinander dem armen Passanten in die Augen werfen. Diese Straße ist bei Nacht der Mittelpunkt der zweideutigen Vergnügungen, und nicht alle Existenzen, die hier weilen, mögen eine schneeweiße Weste ihr eigen nennen. Aus flammend erleuchteten Bars dröhnt, gröhlt und tönt es in Songs und Jazz. Menschen aller Nationalitäten wimmeln an mir vorüber. In allen Sprachen der Erde lacht und quirlt es an mein Ohr. Ich komme mir vor wie in einem Hexenkessel. Voller Verzweiflung schlängele ich mich weiter und eile, so schnell es gehen kann.

Aber nun merke ich auch, daß dieses Pflaster für eine Dame, noch dazu um Mitternacht, nicht gerade das Richtige und Gemäße zu sein scheint. Hinter mir höre ich's klappern von ein, zwei oder noch mehr Männern. Ich sehe nichts, ich höre nur diese beängstigend rhythmischen Schritte, die mich verfolgen, immer näher kommen — und schon sind sie neben mir. Eine Stimme dringt auf mich ein, eine zweite schließt sich bittend an. Ich verstehe — dem Himmel sei Dank! kaum etwas von ihrem Gerede. Aber was sie wollen, ist mir unmißverständlich. „Come along with me — come along with me!" Ich laufe, ja, ich renne jetzt! Und in meinem Hirn spukt wie ein Hohn oder wie eine Bestätigung immer die Melodie: „It's a long way to Tipperary — it's a long way to go" . . .

Atemlos stehe ich endlich auf dem Bahnhof. Es sind noch drei Minuten bis zur Ankunft des Zuges. Auf der Tabelle suche ich nach dem Ankunftsbahnsteig. O du liebe Güte! Drei Züge kommen zu gleicher Zeit an, jeder aus einer anderen Richtung. Welcher ist es nun? Ich kenne die Geographie dieses Landes noch so wenig wie ein Säugling die Gesetze des B. G. B. — Und fragen? — Bis ich mich verständigt habe, sind alle drei Züge längst wieder abgefahren. Bahnsteig 2, Bahnsteig 24, Bahnsteig 11. Ja, wenn ich jetzt ein Bumerang wäre und mich selber immer von einem zum anderen schleudern könnte!

Da enthebt mich der Himmel solcher grotesker Wünsche. Vor mir steht plötzlich — mein Mann! Ich schreie auf, als sähe ich ein Gespenst, und falle ihm um den Hals. „Hans, wo kommst du denn her?" „Wahrscheinlich just vom Mond", lacht er. „Ich bin schon mit einem früheren Zug gekommen und habe hier nun auf dich gewartet." Ich atme tief auf, und mir ist, als höre ich einen Haufen Steine von meinem Herzen plumpsen. Wenn ich ihn verfehlt hätte . . . !" Er hört meinen Stoßseufzer. Er sieht mich an, ein wenig forschend, wie mir scheinen will, und fragt: „Na, was ist inzwischen passiert?" „Och, nichts!" lüge ich tapfer. „Alles alrigth!"

Glücklich hänge ich mich bei ihm ein. Habe ich gelogen? Ist nicht alles alrigth! Jetzt, wo er bei mir ist — in einer fremden Stadt?

Die deutsche Wacht zur See

Während die Soldaten des Heeres den Schutz der Sicherheit des Reiches an unseren Landesgrenzen übernehmen und im Osten in siegreichen Schlachten den angreifenden Feind zu Boden werfen, halten die Schiffe der deutschen Kriegsmarine auf der See für Deutschland Wacht. Träger einer ruhmreichen Tradition und beseelt von glühender Vaterlandsliebe, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, werden die blauen Jungens in unerschütterlicher Treue ausharren und an Tapferkeit und Einsatzbereitschaft den Kameraden der beiden anderen Wehrmachtsteile nicht nachstehen. — Unser Bild zeigt Minensuchboote der deutschen Kriegsmarine.

(Photo: Pollmann, Mauritius)

Der Blick

Von Sven Zetterström

Am Tische — ihm gegenüber — saß ein junges Paar. Das junge Paar war allerliebst, jedenfalls der weibliche Teil. Er sah zu ihr hinüber und hoffte, daß sie ihn bemerken würde. Aber die junge Dame dachte gar nicht daran, den Blick zu erwidern. Er war einfach Luft für sie. Um so intensiver unterhielt sie sich mit ihrem Begleiter.

Jetzt kam seine Frau und setzte sich neben ihn. Er half ihr aus dem Mantel, plauderte mit ihr und benahm sich überhaupt wie ein aufmerksamer Kavalier. Einen Moment ließ er den Blick auf dem jungen Paar ruhen, und jetzt entdeckte er etwas. Die junge Dame hatte ihn endlich gesehen. Sie fing an, mit ihm zu flirten.

Er dachte:

„Soeben war ich noch Luft. Jetzt bin ich eine sehr bedeutende Karte in einem Spiel — dem Spiel zwischen zwei Frauen. Mein Gegenüber hatte kein Interesse daran, mit einem alleinsitzenden armen Kerl zu spielen. Aber als meine Frau kam, war das Interesse sofort erweckt. Ich war an Wert gestiegen."

Seine Frau unterbrach seine Betrachtungen: „Erlaube mal, Hans, was fällt dir ein, mit der Person da drüben so zu flirten!"

Er wußte nicht, was er antworten sollte, aber sein Inneres empörte sich gegen den Verdacht. Schließlich sagte er:

„Wenn es ihr Spaß macht, mir Blicke zuzuwerfen, ist es ihre Sache, mich interessiert es nicht."

„Du bist eingebildet wie immer, na, das sind übrigens alle Männer."

Da wurde er böse und ging zur Attacke über:

„Das ist doch nicht so merkwürdig," sagte er, „wenn das Mädchen da drüben mich zu interessieren versucht. Ihr Herr ist langweilig, das sieht man doch ohne Brille. Da ist es ganz natürlich, daß ihr Interesse auf einen anderen Mann im Lokal hingelenkt wird, und da sie sicher findet, daß du auch langweilig aussiehst, so will sie mich ermuntern. Das Mädchen ist übrigens allerliebst."

In dem Augenblick erhob sich die allerliebste junge Dame, durchquerte das Lokal, trat zu dem Ehepaar hin und sagte:

„Verzeihen Sie, daß ich störe, aber ich habe die Augen von Ihrem entzückenden Jumper nicht lassen können, gnädige Frau, verraten Sie mir bitte, wo Sie das wundervolle Modell her haben."

Zwanzig Minuten später ging ein höchst gelangweilter junger Ehemann zu seinem verlassene vis-à-vis hinüber und stellte sich vor, denn der saß genau so allein und überflüssig da wie er. Die beiden Damen waren erst bei den Aermelaufschlägen des Jumpers angelangt.

Aus dem Schwedischen von A. Eskil Avenstrup.

Unser Clown

Erzählt von Helga Prollius

Es war in jener Zeit, da das Betteln an den Türen von morgens bis abends nicht abriß, wo ein Arbeitsloser nach dem anderen — darunter auch manch lichtscheues Gesindel — durch mitleidheischende Worte und Gebärden bald um ein Butterbrot, bald um alte Kleider oder ein paar Groschen für eine Schlafstelle flehte.

In jener Zeit wurde der Clown Harry unser Hausgenosse. Und das kam so:

Als wir an einem naßkalten Herbsttag aus der Schule nach Haus gekommen waren und bei Tische saßen, erzählte die Mutter uns, wir hätten heute draußen in der Küche einen arbeitslosen Clown zu Gast. — Einen Clown? Einen richtigen Clown aus einem richtigen Zirkus? Unsere Augen weiteten sich vor Entzücken, und wir wären am liebsten von unseren Tellern weggesprungen, um dieses unerhörte Wunder ohne Verzug in Augenschein zu nehmen — hätte nicht des Vaters Blick wie eine zügelnde Hand auf uns gelegen. Am Morgen sei er gekommen, berichtete die Mutter weiter, und habe um Arbeit gebeten — er könne alles, was man verlange, meinte, vielleicht sei es gerade an der Zeit, das dicht gehäufte Laub im Garten zusammenzufegen und das Holz der von den Bäumen herabgebrochenen Aeste klein zu hacken. Kurz, er machte einen so vertrauenerweckenden Eindruck und schien so willig zu jedem Dienst, daß ihm zunächst gegen ein warmes Mittagessen die Arbeit im Garten übertragen wurde.

Und Harry — so hieß der Clown — bewährte sich. Er kam nun alle Tage und wußte sich bald so unentbehrlich zu machen, daß ihm schließlich auch eine Unterkunft für die Nacht in einem kleinen Raum neben dem Heizkeller eingeräumt wurde. Mit einem fast kindlichen Eifer stürzte er sich in jede Arbeit und fand aus diesem Grunde besonders bei unserer Marie, einem treuen, seit langen Zeiten bei uns dienenden Faktotum, das über Mangel an Arbeit bei uns fünf lebhaften Gören nicht gerade klagen konnte, eine freundliche Aufnahme und bedingte Sympathie, die sich manches liebe Mal in einer „Extrawurst" im wahrsten Sinne des Wortes geäußert haben mag.

Wir Kinder liebten ihn bald mit der ganzen Anhänglichkeit und Bedingungslosigkeit, zu der aufgeschlossene Kinder allem Lebenden gegenüber — sei es Mensch oder Tier — fähig sind. Wohl hatte er uns im Anfang schwer enttäuscht. Hatten wir doch einen ulkigen Kerl zu sehen erwartet, wie wir ihn aus dem Zirkus her kannten, mit weiten karierten Schlepphosen und Latschen an den Füßen und einem grotesk bemalten Gesicht, in dem die riesengroße Nase und der noch größere Mund wie ein feuriges Ausrufezeichen brannten! Und so standen wir zuerst scheu und etwas verwirrt vor dem Clown, der sich als ein Mensch wie jeder andere entpuppte, gar nicht ständig über seine eigenen Beine stolperte und dabei furchtbar schrie, sondern uns mit der Ruhe und Vernunft eines gewöhnlichen Sterblichen begrüßte.

Aber wir hatten die erste Enttäuschung bald vergessen. Es war noch genug an ihm, was komisch und zugleich ergötzlich wirkte: Seine Gestalt, ein wenig füllig und untersetzt, war so klein, daß schon wir Kinder ihn fast alle überragten. Seine kurzen Beinchen konnte er so schnell unter seinem Körper herbewegen, daß es aussah, als rolle das Männlein wie eine Kugel seines Weges. Auch konnte er sich mit teuflischer Geschwindigkeit in einen großen Teppich vollkommen einrollen, um sich ebenso schnell wieder aus diesem rollmopsähnlichen Gebilde zu befreien. Sein Haar trug er kurz geschoren; nur vorn oberhalb der Stirn behauptete sich eine kleine Bürste von Haaren, die so verloren wirkte wie auf frisch gemähtem Rasen ein versehentlich stehengebliebenes Grasbüschel. Seine Augen von hellblauer Vergißmeinnicht-Farbe schauten von Tag zu Tag vergnügter drein in dem Maße, wie er mehr und mehr in die Gemeinschaft unserer Familie hineinwuchs.

Vor unserem Vater hatte er einen ungeheueren, eigentlich durch nichts sonderlich begründeten Respekt. Er nannte ihn nie anders als „Herr Direktor" und redete ihn nur in der dritten Person an — eine sicherlich aus seinem früheren Leben übernommene Gewohnheit, die ihm unser Vater nicht auszutreiben vermochte. Mutter vergötterte er mit einer geradezu rührenden Liebe. Man hatte das Gefühl, als läge er förmlich auf der Lauer, um einen Wunsch oder Willen zu erahnen und schon zu erfüllen. Man mußte ihn gernhaben deswegen. — „Madame — meine Madame!" So nannte er unsere Mutter vom ersten Tage an. Noch heute nach Jahr und Tag höre, ja fühle ich die tiefe, ergebene Anhänglichkeit, die in dieser für eine Frau wie meine Mutter so gar nicht alltäglichen Anrede immer leise mitschwang.

Uns ältere Kinder liebte er zärtlich — aber nicht ohne eine gewisse Strenge, mit der er uns stets im Zaum hielt. Dem jüngsten Schwesterchen dagegen gehörte seine milde gütige Liebe ohne Einschränkung. Immer wieder fanden wir ihn neben dem Laufstall des Kindes sitzen, ihm mit leiser, fast wehmütiger Stimme Liedchen singend oder seltsame Geschichten erzählend. Die Eltern ließen ihn gewähren, sie hatten sein treues Herz erkannt.

Er wurde unser Clown.

So verging der Winter. Der Frühling nahte. Die ersten schönen warmen Tage lockten ins Freie. Das kleine Schwesterchen wurde in seinem Sportwagen auf die Wiese gefahren, Gartengelände seinen Lauf nahm, begleitete. Während das Kleine dort schlief, spazierten wir im Garten, bei Vater und Mutter eingehängt, bestaunten die ersten grünen Blattspitzen, die zarten zagen Blütenknospen und malten uns aus, was wir auf unseren Beeten alles pflanzen wollten in diesem Jahr — als plötzlich Thras, der große Schäferhund, mit lauten ängstlichem Gebell auf uns losstürzte, an der Mutter hochsprang und sie mit sich zu zerren suchten. Halb lachend, halb widerwillig folgten wir dem aufgeregten Tier, bis uns an der Biegung des Hauses das entsetzliche Ereignis ins erstarrende Bewußtsein drang. Aber der tödliche Schreck wich im Augenblick einer jubelnden Hoffnung: Aus den Fluten des in dieser Jahreszeit hoch geschwollenen Flusses arbeitete sich Harry mühsam ans Land, ein kleines Bündel krampfhaft an seine Brust gedrückt. Das Sportwägelchen aber trieb auf den eilenden Wassern flußab.

Wie es gekommen war, sollten wir nie erfahren. Möglich, daß das Kind, erwacht, durch heftige Bewegungen den Wagen selbst ins Rollen gebracht und so ans Wasser geführt hat, daß er über die Böschung stürzen mußte. Möglich auch, daß Thras, mit großer Freude in der Nähe der Kleinen sich tummelnd, im Spiel gegen das Wägelchen gerannt ist und so das Unglück heraufbeschwor.

Gleichwohl — das Kind lebte! Eine schwere Erkältung überstand es glücklich. Meine Eltern nahmen nun eine Kinderfrau ins Haus, die unser Jüngstes ständig betreute.

Mit Harry ging in dieser Zeit eine merkwürdige Veränderung vor. Schon an dem Tage des durch seine Aufopferung so kühn abgewendeten Unglücks verschwand er, kurz nachdem unser Vater ihm zum Dank seine goldene Uhr, ein wertvolles Familienstück und Mutter ihn weinend umarmt hatte. Er verschwand für einige Tage, und als er wiederkam, sah er verwahrlost aus und roch nach Schnaps. Damals fragte ihn noch niemand. Als aber dieser Zustand sich öfter und öfter wiederholte und Harry unlustig wurde zur Arbeit, nahm die Mutter ihn ins Gebet: „Harry, was ist mit Ihnen los? Das kann doch nicht so weitergehen! Wir haben Sie gern und möchten Ihnen helfen! Sie wissen, Sie können immer bei uns bleiben, wenn Sie wollen. Haben Sie Kummer? Sagen Sie es mir!"

Harry hatte nie zu einem von uns über seine Vergangenheit gesprochen. Wir wußten kaum mehr, als daß er zeit seines Lebens Clown gewesen und durch den Bankerott eines Zirkus' arbeitslos geworden sei.

Als nun unsere Mutter so ernst auf ihn einsprach, sah er sie an mit dem Blick eines hilflosen wunden Tieres und sagte kopfschüttelnd nach langem Schweigen: „Ach, Madame — meine liebe Madame!" Kein Wort weiter. Keine Erklärung.

Sein Wesen blieb uns von nun an ein Rätsel. Er wurde nie mehr richtig froh, und eines Tages — bald darauf — war er verschwunden.

Nach fast einem Jahr kam ein Brief. Ein Zirkusdirektor schrieb uns: „Sehr geehrte Herrschaften! Ich erlaube mir, Ihnen die letzten Grüße unseres armen Kollegen Harry zu übermitteln. Gestern kurz vor seinem Auftritt erlitt er einen Schlag, und ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, starb er nach einigen Minuten. Er war vorher scheinbar ganz gesund.

Ich kenne ihn schon von Jugend auf und habe früher mit ihm am Trampoline gearbeitet. Er war damals ein prachtvoller Kerl, von unverwüstlichem Humor. Aber seit dem Tod seiner kleinen Tochter Nelly, die bei einem Reitkunststück das Genick gebrochen hat, ist er nie wieder ganz froh geworden.

Harry hat mir so viel von Ihnen erzählt; er hatte bei Ihnen eine Heimat. Warum er sie verließ, hat er mir nie gesagt, und ich habe es nie verstanden. — Am Abend vor seinem Tod sprach er immer wieder von einem kleinen Mädchen, das doch sein eigenes wäre, er hätte es sich aus dem Wasser geholt — — ich glaube, er war da schon etwas geistig verwirrt. Und dann sagte er wieder: „Wenn mir einmal etwas zustößt, Direktor, dann schreibst du an meine Leut', an meine lieben Herrschaften — versprich mir's!"

Ich habe meine Mutter nie wieder so weinen sehen wie damals, als dieser Brief ins Haus kam.

„Hier Kraftwagen 88349!"

Zeitbild von Johanna Gode

„Streng dich nicht zu sehr an, Kleines!"

„Warum? Weil ich die Kotflügel auf neu poliere? Wir wollen doch unseren Wagen blitzblank haben."

„Du lieber Himmel!" Der alte Mann sah einen Augenblick versonnen vor sich hin. Dann riß er sich zusammen: „Hast recht, sie sollen sehen, daß sie einen anständigen Wagen kriegen, einen, der seinem Besitzer wert war."

Und nun putzten und rieben, polierten und wuschen sie erneut gemeinsam drauflos. Nach einer Weile sagte die nette, weißhaarige Frau: „Guck mal, da klebt noch der Schmetterling, der uns auf der letzten Fahrt in die Ostmark draufgeflogen ist."

„Ja", sagte er ganz andächtig. Und beide starrten sie auf den Fleck an der Windschutzscheibe, und Berge erstanden vor ihnen und duftende Tannenwälder, Seen in Felsen und weite Ausblicke in sonniges Land . . .

„Oh, weißt du noch, wie wir zum erstenmal die Alpenstraße fuhren und dann, wie Oesterreich unser geworden war, vom Turmpaß aus zum erstenmal die Tauernkette vor uns sahen und gar nicht begreifen konnten, daß es so etwas Schönes auf der Welt gab?"

Aber in den Augen der alten Frau glitzerte es auch. Der Mann sah das. Er mußte barsch werden, um es auszuhalten: „Nun red' nicht so viel und sieh lieber zu, daß du die Windschutzscheibe sauber kriegst!"

Drauf wieder ein Schweigen und eifriges Rubbeln. Dann gingen sie prüfend um den Wagen herum.

„Schade, daß er schon tipptopp ist", sagte die Frau, und der Mann meinte dazu: „Ja, schade." Dann setzte er sich ans Steuer und tat die kontrollierenden Griffe an Beleuchtung und Motor. Alles stimmte.

„Du, Kleines! Komm, setz dich auch noch mal rein!"

Und sie tat es. Vaterchen hielt die Hände am Lenkrad, sie saß, wie sie es gewohnt war, etwas seitlich, um den Fahrer beim Schalten nicht zu behindern. Keines sprach. Sie brauchten auch nicht Worte, um zu wissen, daß ihre Gedanken jetzt dieselben waren. Ein langes, gemeinsames Arbeitsleben erstand vor ihnen. Keine Rast, immer der Kampf ums tägliche Brot. Zuweilen ein kleiner Ruck nach vorwärts, oft ein Zurück und neues Beginnen. Langsam war man darüber älter geworden . . . Aber immer war man Seite an Seite geblieben, und so hatte man doch gewußt, wem zur Freude man arbeitete und sorgte. Freilich zum erträumten eigenen Heim wollte es niemals langen. Nun ja, daran war eben nichts zu ändern gewesen. Gespart hatte man ja doch einiges, so allmählich Groschen zu Groschen gelegt. Schließlich gar für ein Auto. Wahrhaftig an so eine verwegene Sache hatte man sich herangewagt. Lange hatte es freilich gedauert, und man mußte sehr viel überlegen und rechnen, denn Vaterchen war unterdessen pensioniert worden. Da war es natürlich ein Segen gewesen, daß auch Mama einen kleinen Spargroschen gehabt hatte, den sie nun dazulegen hat können, nicht für ein ganz neues Auto, nein, aber immerhin doch für einen blitzsauberen Wagen aus zweiter Hand. Und Vaterchen hatte auch glatt seinen Führerschein bekommen, — nee, nee, klapperig war er noch lange nicht. Und dann — —

„Hallo! Ist da niemand? Wir kommen der Wagen Nr. 88 349 holen."

Wie ertappte Sünder rutschten die beiden schleunigst von ihren Sitzen raus aus dem Wagen. „Doch, doch, wir sind hier! Eben habe ich noch alles überprüft. In Ordnung von oben bis unten. Es kann losgehen, Herr Kommissar." Vaterchen spricht ungewohnt munter. Ein paar Formalitäten gibt es dann noch, ein paar Fragen und Antworten, dann macht Muttchen wie immer weit das Gartentor auf.

Vaterchen kann für einen Augenblick nicht fassen, daß sich ein anderer so ohne weiteres an sein Steuerrad setzt, schon aber springt der Motor an, und über dem Geräusch hört man auch nicht mehr das dumme Klopfen des eigenen Herzens. Es geht alles sehr schnell. Der Kommissar fährt grüßend an ihnen vorbei, die beiden Alten versuchen zu lächeln und schauen ihm nach. Drüben an der Straßenbiegung kann man so recht sehen, was für ein hübscher Wagen es doch ist — gewesen ist. Wirklich sehr hübsch! Jetzt sieht man ihn schon nicht mehr. Die beiden Alten aber rühren sich noch nicht. Ganz weit da drüben nämlich ist eine Schneise im dichten Jungholz, da kann man den Wagen nochmal für eine Sekunde erspähen, wenn man recht aufpaßt.

Als die beiden dann abends im Bett liegen, sagt Muttchen: „Hoffentlich hält ‚er' sich auch brav und tut noch lange seine Pflicht." Und da antwortet tatsächlich das alte, liebe Vaterchen: „Ich wollte, ich hätte mit ihm an die Front gehen können!"

Für unsere kleinen Leser:

Uebermut tut selten gut

Der alte Apfelbaum, der im Frühling über und über in rötlichweißen Blütchen sich geschmückt hatte, trug kaum die Last seiner Früchte. Man hatte die Aeste stützen müssen, damit sie nicht abbrachen, und der Großvater meint vergnügt: „das gibt eine Ernte, da haben wir im Winter genug an Aepfeln!" Lissy mußte von Zeit zu Zeit die Fallapfel auflesen, damit nichts umkomme. Davon kochte Mutter das leckere Apfelmus, oder, wenn der Sturm sehr viele abgeworfen hatte, wurden sie zu Apfelgelee eingemacht. Dabei half Lissy fleißig mit; wenn sie auch erst zehn Jahre war, so war sie doch Mutter recht bei der Hand in Haus und Garten. Sie hatte Vater, als er zur Ostfront rückte, versprochen, daß sie als Mutters große Tochter für alles mit sorgen wolle. Mutter hatte nicht immer die Zeit wie vordem, als Vater noch bei ihnen war. Sie mußte jetzt Vaters Stelle auf dem Felde, im Garten und auf dem Hofe vertreten. Wenn auch das Besitztum von Lissys Eltern kein Erbhof, sondern nur eine kleine Bauernwirtschaft war, so verlangte dieser eine ebensolche sorgsame Wartung für Vieh und Acker, Wiese und Garten.

Es ging auch alles recht gut. Lissy befolgte pünktlich Mutters Anordnungen, bis der Uebermut sie plagte und sie etwas tat, was böse für sie enden konnte. Und zwar trug der Apfelbaum die Schuld daran. (So behauptete das kleine Mädchen, das war natürlich Unsinn, denn ein Baum bestimmt niemanden, hinauf zu klettern und Aepfel zu pflücken!) Lissy wußte auch, daß es verboten war in den Baum zu steigen, weil die Gefahr bestand, daß seine schwer beladenen Zweige eine weitere Belastung nicht tragen würden. Aber Lissy hatte alle Warnungen und Verbote vergessen, als sie in den Garten trat und die reifenden Aepfel sah. Zudem wollte sie sich vor den jüngeren Geschwistern und den beiden Schulkameradinnen, die mitgekommen waren, hervortun. Der achtjährige Johannes warnte die Schwester noch, aber sie lachte nur: „ich bin die beste Turnerin in der Klasse!" Gesagt, getan! Der Apfelbaum stand im sogenannten Grasgarten, der durch die Laube von dem Gemüsegarten getrennt wurde. Der letzte Grasschnitt lag noch in Haufen geschichtet, und eigentlich sollte Lissy mit den Geschwistern die Grummet auf dem Leiterwägelchen nach Hause bringen. Lissy jedoch dachte nicht nur an ihren Auftrag, sondern gab sich daran, den rissigen Stamm des Apfelbaumes zu erklimmen. Es fiel ihr auch nicht allzu schwer, die unteren, tiefhängenden, starken Aeste zu erreichen. Hätte sie es sich damit genügen lassen! Als sie die bewundernden Blicke der Schulkameradinnen auf sich ruhen fühlte, kannte ihr Ehrgeiz keine Grenzen!

„Seht, hier ist eine richtige Laube!" sie zeigte auf einen seltsam gewachsenen Ast. „Im vergangenen Jahre habe ich hier auch schon gesessen!" Vorsichtig balanzierte sie vorwärts, sie hörte zwar verdächtiges Knacken, kümmerte sich jedoch nicht weiter darum.

Nun hatte Lissy ihre „Laube" erreicht! Sie stemmte sich recht mit den Füßen fest und griff mit den Händen nach einem Zweig. Um sie dufteten die Aepfel. „Ich fühle mal, ob sie schon reif sind, dann werfe ich euch welche hinunter!" Lissy streckte die Hand aus, und in dem Verlangen, höher hängende, reife Aepfel zu erreichen, verschob sie ihr Gleichgewicht. Ein Knacken, ein Krachen, der Ast, auf dem Lissy stand, brach. Lissy stürzte mit einem Aufschrei hinab — zum Glück in den Grummethaufen.

Voller Schrecken eilten die übrigen Kinder hinzu. Linchen und Willy, die Kleinsten, fingen jämmerlich an zu schreien, Johannes weinte, und die Schulkameradinnen bemühten sich, Lissy aus dem Grashaufen herauszuzerren. Sie war wie benommen, als sie endlich auf ihren Füßen stand. „Hast du dir weh getan?" schluchzte Johannes, „weshalb kletterst du in den Baum, wo Mutter es verboten hat!"

Lissy wagte kaum zu atmen, alles schmerzte, von dem Fall, der gewiß sehr böse geworden wäre, hätte nicht der Grummethaufen den schweren Sturz gemildert. Vorsichtig tastete sie den ganzen Körper ab, nein, nirgendwo eine Schramme, aber, o weh, ein klaffender Riß in der Schürze! Nun würde die Mutter sogleich erfahren, was ihre Lissy getan hatte! Und die „Laube" des Apfelbaumes war zersplittert. „Was wird Großvater sagen?" Johannes deutete voller Schrecken nach dem Apfelbaum. „Es ist sein Lieblingsbaum!" Lissy sagte kein Wort. Jetzt erst kam ihr alles zum Bewußtsein, und daß Mutter sehr betrübt über ihren Ungehorsam sein würde.

„Wir wollen die Grummet aufladen", sagte sie, während ihr die Tränen hochstiegen, aber als sie sich bücken wollte, sank sie zusammen. Nun half nichts mehr, die Kinder mußten nach Hause gehen. Langsam, Schritt für Schritt zog die kleine Gesellschaft gleich einem Trauerzug ins Dorf zurück. Die Mutter arbeitete auf dem Hofe. „Was ist, Lissy?" rief sie erschrocken, als sie ihre weinende Aelteste bemerkte. Statt einer Antwort erscholl Kinderweinen: „Lissy ist vom Baum gefallen!"

„Mein Gott!" die Mutter eilte hinzu. „Lissy, vom Baum gefallen?"

Das Kind nickte weinend. „Lauf zum Arzt", gebot Mutter dem weinenden Johannes und trug Lissy hinauf ins Bett.

Aber der Arzt war über Land gefahren, und so vergingen bange Stunden für die Mutter. Lissy lag in den Kissen und weinte und bat die Mutter um Verzeihung. Johannes saß mit den jüngeren Geschwistern mäuschenstill in der Wohnstube als der Arzt endlich vorfuhr, lief er ihm entgegen: „Herr Doktor, helfen Sie unserer Lissy!"

„Weine nur nicht, kleiner Mann, „tröstete der Arzt, „so schlimm wird es mit Lissy schon nicht sein!"

Die Mutter saß noch immer am Bette in Sorge, ob Lissy etwas geschehen sei. „Sie brauchen keine Angst zu haben", der Arzt nickte ihr aufmerksam zu, „Lissy hat noch einmal Glück gehabt, es ist nichts gebrochen oder gezerrt. Einige Tage Bettruhe und alles ist gut. In Zukunft", er drohte Lissy mit dem Finger, „wird Lissy ja wohl nicht mehr auf Bäume klettern! Wer weiß, ob es beim nächsten Mal noch so gnädig abläuft!"

„Schreibe es nicht Vater", bat Lissy, „was muß er von mir denken, wo ich ihm doch versprochen habe, dir keinen Kummer zu machen. Ich tue es ganz sicher niemals mehr! Ist Großvater sehr böse auf mich?" fragte sie zaghaft, „weil doch jetzt der Ast gebrochen ist. Ach, wenn ich alles ungeschehen machen könnte!"

Das war für Lissy die schwerste Strafe, daß sie im Bett liegen mußte, während die Mutter alle Arbeit allein hatte. Wie bereute sie ihren Ungehorsam. Als sie wieder aufstehen durfte, war ihr erster Gang in den Garten. Mutter hatte die Grummet inzwischen heimgeholt. Der Ast des Apfelbaumes, den Lissy „die Laube" genannt hatte, hing leblos am Baume. „Der wird im Frühjahr nimmer blühen", sagte der Großvater. „Laß es dir eine Lehre sein, Lissy. Uebermut tut selten gut! Der schöne Baum muß dafür büßen!"

Als die Aepfel reif waren, durfte Lissy die von den tiefer hängenden Zweigen für den Vater pflücken. Aber sie kletterte nicht in den Baum, diesmal stieg sie auf die Leiter, welche die Mutter unter den Apfelbaum gestellt hatte!

—nn.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

11. Fortsetzung

„Ja. Denn diesen Namen kannte ich bereits flüchtig von Ethel her, als sie mir von ihrer Kindheit erzählte. Er hieß Dumesnil."

„Dumesnil?" rief Zellner und nahm nochmals die Papiere zur Hand. Er blätterte darin hastig herum, bis er den Postaufgabeschein fand, von dem vorhin die Rede war. „Aber Perfall, — das ist ja der Name, der hier auf dem Schein steht! — Sehen Sie, — jetzt, wo Sie das Wort ausgesprochen haben, ist die Entzifferung des Namens eine Kleinigkeit. — Lesen Sie nur, Buchstabe für Buchstabe: Dumesnil."

Die Herren besahen genau den Aufgabeschein, es war so, wie Zellner sagte: Der Name konnte jetzt deutlich entziffert werden, er hieß Dumesnil.

„Stand denn keine Adresse bei dem Namen?"

„Ich entsinne mich nur, daß der Name Jean Dumesnil lautete. Darunter stand nichts als: Maison de Modes, Paris—Berlin. Sonst nichts."

Zellners Gesicht wurde etwas hoffnungsärmer. Ein Modewarenhaus? Das war am Ende eine verspätete Rechnung, die an die Ermordete geschickt worden war?

Trotzdem. Er ergriff den Hörer und ließ sich sogleich im Präsidium mit seinem Sekretär verbinden, den er ersuchte, festzustellen, ob es in Berlin ein Modewarenhaus Jean Dumesnil gäbe.

Nach etwa einer Viertelstunde kam die Auskunft: Das gesamte Modewarenhaus bestünde seit etwa zwölf Jahren in der Bellevuestraße. Der Inhaber sei Franzose und selten in Berlin anwesend. Das Geschäft werde von seiner Tochter und seiner Geschäftsführerin, einem Fräulein v. Woronzoff geleitet und ging ausgezeichnet. Ueber Dumesnil sei nichts Nachteiliges bekannt.

„Das klingt nicht gerade so, als ob wir durch diesen Mann den vorhin erwähnten Fingerzeig bekommen könnten. Immerhin, ich schlage vor, wir gehen gleich in die Bellevuestraße und sehen uns den Laden an."

Das fragliche Haus machte von außen einen gediegenen Eindruck. Ohne Schaufenster oder Geschäftslokale zu besitzen, sprach aus der Fassade die vornehme Ruhe des Biedermeierstils, den man sorgfältig bewahrt hatte. Neben dem offenen Hauseingang war eine mit künstlerischem Geschmack hergestellte ovale Tafel angebracht: Maison de Modes, Paris—Berlin. Darunter der Name: Dumesnil.

Die Herren betraten den mit einem dicken Teppich belegten Hausflur. Ueber eine kurze Treppe kamen sie in ein großes Vestibül, das wohl der Vorführungsraum sein mußte. Der Saal empfing sein Licht durch eine matte Glasdecke und war geradezu prachtvoll ausgestattet. Man merkte, alles war für das kaufkräftige Publikum berechnet. Doch stand augenblicklich die luxuriöse Einrichtung in merkwürdigem Gegensatz zur Unordnung, die überall herrschte. Kisten standen umher, einige waren verschlossen, andere offen und vollgepackt. Der große Teppich, der den Boden bedeckt hatte, lag zusammengerollt in einer Ecke. Packpapier war auf dem Boden verstreut und Kleider aller Größen und Farben lagen auf Stühlen und Tischen.

Niemand war da, die Herren zu empfangen. Alles schien wie verlassen und vor einem Umzug. Vom Ende des Saales her, aus irgendeinem Zimmer, hörten sie erregte Stimmen. Eine laute Männerstimme, schreiend und polternd, und dazwischen die weinende Stimme eines Mädchens.

Da noch immer niemand kam, sie zu begrüßen, so durchschritten sie den Vorführungsraum und näherten sich der Tür, hinter der sie laut sprechen hörten. Sie horchten.

„Sie sind für mich nur ein Hindernis!" schrie jemand mit fremdem Akzent, „ich kann Sie in Paris nicht gebrauchen."

„Aber was soll ich allein hier anfangen?" entgegnete eine Mädchenstimme, „ich bin ja ohne alle Mittel und fremd in Berlin."

„Das ist mir egal, — wären Sie früher vernünftiger gewesen. Für mich sind Sie unbrauchbar, ich kann mit ihnen nichts anfangen. Machen Sie, was Sie wollen, Sie bleiben in Berlin."

„Dann weiß ich, was ich tun werde", schluchzte die weibliche Stimme.

Eine Faust schlug krachend auf den Tisch. „Wollen Sie mir drohen? Mir?" brüllte der Mann. „Hüten Sie sich! Es könnte Ihnen schlecht bekommen! Sie kennen mich."

Einen Augenblick war Stille.

„Es scheint, der Chef hat Streit mit jemandem", sagte Zellner.

„Wollen wir trotzdem nicht eintreten?" erwiderte Perfall. „Man scheint hier zu packen und zu verreisen. In einer Stunde ist es vielleicht schon zu spät."

„Sehr richtig, wir gehen hinein." Er klopfte fest an und sofort wurde es drinnen ruhig. Schritte näherten sich, und die Tür wurde von innen aufgerissen.

„Was wünschen Sie hier?" fragte ein kleiner, untersetzter breitschultriger Herr in barschem und abweisendem Ton, „wir schließen das Geschäft, der Verkauf ist eingestellt."

„Verzeihung", sagte Zellner ruhig, „es handelt sich um keinen Kauf."

„Zum Donnerwetter, ich habe jetzt keine Zeit, ereiferte sich der elegant angezogene Mann, der, den Hut auf dem Kopf, die Klinke in der Hand hielt, und die Tür wieder schließen wollte.

„Einen Augenblick", fuhr Zellner mit der gleichen Ruhe fort, und trat halb ins Zimmer, so daß die Tür offen bleiben mußte, wir möchten Sie nur um eine Auskunft bitten."

„Aber Sie hören doch, daß ich jetzt keine Zeit habe", brüllte der Mann, „kommen Sie ein andermal wieder."

Zellner holte seine Legitimation aus der Brusttasche und wies sie vor. „Regierungsrat Zellner", sagte er höflich.

Der Mann hatte einen flüchtigen Blick auf Zellners Legitimation geworfen, nahm seinen Hut vom Kopf, nickte kurz und sagte: „Dumesnil. Bitte, treten Sie ein."

Die Herren betraten das Zimmer, und Herr Dumesnil schloß die Tür. Sie befanden sich im Privatbüro des Chefs, das mit ausgesuchtem Geschmack eingerichtet war. Holzgetäfelte Wände, breite, bequeme Klubsessel, ein mächtiger Diplomatenschreibtisch. Kostbare Teppiche, einige wundervolle Bilder an den Wänden. Von der Decke hing ein schwerer Bronzelüster herunter. Durch eine offene Tür sah man in ein Nebenzimmer, wo auf Regalen Geschäftsbücher standen.

Am Fenster lehnte eine junge, hübsche Dame, die ihr tränenüberströmtes Gesicht hastig trocknete und sich abwandte.

Die Herren hatten Platz genommen. Herr Dumesnil war ruhiger geworden. Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt, ihm gegenüber, in bequemen Sesseln, saßen Zellner und Perfall. Dumesnil, ein echt französischer Typ, hatte ein volles rundes Gesicht, mit pechschwarzem Schnurrbärtchen, ebensolches dichtes Haar, dunkle, listige Augen, die stets umherwanderten, eine ungemein kräftige, stämmige Figur und war tadellos gekleidet; er sah gespannt auf seine Besucher.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er, um vieles höflicher als vorhin. Sein Blick irrte sekundenlang zur jungen Dame, die noch immer am Fenster stand. Er machte eine Handbewegung zu ihr hin.

„Fräulein von Woronzoff, meine Geschäftsführerin."

Die Herren verbeugten sich leicht, nannten ihre Namen und setzten sich wieder.

„Es handelt sich um eine kleine Auskunft", begann Zellner. „Sie waren doch persönlich mit dem auf so tragische Weise umgekommenen Fräulein Ethel Weber bekannt?"

„Ich habe sie wohl flüchtig gekannt, jawohl. Sie war eine meiner Kundinnen, kam aber ungemein selten."

„Sind Sie vielleicht jener Herr Dumesnil", fragte jetzt Perfall, „der während des Krieges in Bayern auf einem Landgut als Gefangener arbeitete?"

Der Franzose schien plötzlich wie versteinert. Er sah überrascht auf Perfall. „Woher wissen Sie das?" fragte er erstaunt.

„Ich stand Fräulein Weber früher nahe und sie erzählte mir einmal, daß sie, als ein Kindchen von wenigen Wochen, von einem französischen Kriegsgefangenen namens Dumesnil aus einem brennenden Bauerngehöft in Bayern gerettet wurde. Sie verdanke ihm ihr Leben."

„Es stimmt, das war ich", sagte Herr Dumesnil.

„Ich wußte gar nicht, daß Fräulein Weber Ihre Kundin war. Wenigstens erzählte sie mir nie etwas davon", fügte Perfall hinzu.

„Sie kaufte selten bei mir."

„Auch bei dem verstorbenen Geheimrat hatte ich Sie niemals gesehen?"

„Ich kam oft jahrelang nicht vorbei. Mein Geschäft nahm mich zu sehr in Anspruch, auch lebe ich ja sehr viel in Paris."

Der Franzose betrachtete aufmerksam den Anwalt. Er war inzwischen auffallend blaß geworden. Jetzt merkte man, daß sein Gesicht verwüstet und alt aussah. Zellner schrieb es der Erregung zu, in der sich Dumesnil befunden hatte, bevor sie eintraten.

„Als Lebensretter der kleinen Ethel", begann Zellner wieder von neuem, „ist es selbstverständlich, daß Sie mit der jungen Dame in Kontakt blieben; besitzen Sie Briefe von ihr?"

„Briefe?" fragte Dumesnil verwundert, „wir haben niemals Briefe gewechselt."

„Wie? Sie haben ihr niemals geschrieben?"

„Nein, dazu hatte ich keine Veranlassung."

Zellner blickte wie fragend auf Perfall, dann wandte er sich wieder an Dumesnil. „Vielleicht in Ihrer Eigenschaft als Kaufmann? Eine Rechnung?"

„Fräulein Weber zahlte stets bar. Ich habe ihr nie geschrieben!"

„Sind Sie wirklich ganz sicher, daß Sie niemals einen Brief an die Dame geschrieben haben?"

„Ganz sicher."

„Denken Sie doch ruhig nach. Mein Freund, der Herr Rechtsanwalt Dr. Perfall, hielt einen eingeschriebenen Brief in Händen, der am Tage des Begräbnisses für Fräulein Ethel Weber ankam. Der Postbote ließ ihn wieder zurückgehen. Auf der Rückseite des Briefes war als Absender Ihre Adresse angegeben."

Die Veränderung, die jetzt im Gesicht des Franzosen vorging, war derart, daß sie auffallen mußte. Er war totenblaß geworden, saß unbeweglich da und antwortete nicht. Dann, als er spürte, daß er beobachtet wurde, sagte er, sich entschuldigend: „Verzeihung, ich habe mich, bevor Sie hereinkamen, sehr aufgeregt, und mein Herz ist nicht ganz auf der Höhe. — Sie gestatten." Dabei stand er auf, nahm ein Glas, das auf dem Schreibtisch stand, goß sich Wasser ein und trank es in einem Zug. Hierauf wandte er sich zur jungen Dame, die bisher stumm der Unterhaltung gefolgt war.

„Fräulein von Woronzoff, wenn wir geschrieben haben, so müßte die Kopie des Briefes vorhanden sein."

„Vielleicht unter der Privatkorrespondenz im Schrank." Die junge Dame zeigte auf das Nebenzimmer.

„Entschuldigen Sie, ich hole meine Korrespondenz", Dumesnil ging ins Nebenzimmer, und man hörte, wie er einen Schrank öffnete und Mappen auf den Tisch legte. Einige Minuten verstrichen, dann rief er aus dem Nebenzimmer: „Fräulein von Woronzoff, sehen Sie bitte, ob hier etwas zu finden ist." Die junge Dame eilte zu dem Chef.

Einige Minuten verstrichen.

„Es ist doch ausgeschlossen, Doktor, daß ein Irrtum Ihrerseits vorliegt?"

„Gänzlich ausgeschlossen. Seine Firma stand auf der Rückseite des Briefes."

„Vielleicht wurde der Brief in Abwesenheit des Chefs geschrieben? Dumesnil selbst scheint nichts zu wissen. Am Ende ist es doch nur eine belanglose Sache."

„Ein eingeschriebener Brief?" meinte Perfall kopfschüttelnd, „gewöhnlich teilt man belanglose Dinge nicht durch eingeschriebene Briefe mit."

„Wir werden gleich hören."

Sie warteten einige Minuten. Die junge Dame kam aus dem Nebenzimmer zurück und setzte sich an Dumesnils Schreibtisch, wo sie sich zu schaffen machte. „Herr Dumesnil kommt sofort", sagte sie.

Weitere Minuten verstrichen. Das Fräulein betupfte sich mit ihrem Taschentuch vorsichtig die noch immer tränenfeuchten Augen. Zellner stand auf, steckte sich eine Zigarette an, trat ans Fenster, das auf die Straße ging, und blickte hinunter.

Von diesem Augenblick an spielte sich in raschem Tempo folgendes ab:

Zellner bemerkt plötzlich vom Fenster aus, daß vor dem Haustor eine schwere, dunkelblaue Limousine steht, die ihm bekannt vorkommt. Die Tür des Wagens steht offen und heraus beugt sich — Herr Dumesnil. Er wirft einen Blick zum Fenster herauf, an dem Zellner steht, er erkennt ihn und klappt sofort die Tür zu. Zellner, von Verdacht erfaßt, will hinuntereilen, aber er sieht, wie sich der Wagen bereits in Bewegung setzt und rasch davonfährt. Und jetzt hat er auch den Wagen erkannt: es ist Cravens großer Wagen — derselbe, mit dem ihn der Verbrecher ins Sanatorium gebracht hat, um seinerzeit die Identität der Patientin festzustellen!

Das war doch ein starkes Stück!

Dumesnil in Verbindung mit Craven — Dumesnil, der Komplice des Verbrechers — entwischt ihm vor seinen Augen! Das mußte ihm, dem gewiegtesten Polizisten, passieren! So nahe am Ziel, so greifbar die Fährte — er hätte vor Zorn auf den Boden stampfen mögen — —.

Jetzt größte Vorsicht, dachte er bei sich. Er drehte sich, immer noch am Fenster stehend, zu Perfall. Das Fräulein saß mit dem Rücken gegen ihn, und er konnte dem Anwalt ein Zeichen geben, zu schweigen, indem er den Zeigefinger an die Lippen legte. Perfall verstand und nickte.

„Soeben habe ich Ihren Chef hier vom Fenster aus im Auto wegfahren sehen", sagte er in harmlosem Ton.

„Er hat wohl nichts in seiner Korrespondenz gefunden und mußte dringend abreisen."

„Und hat vergessen, sich von uns zu verabschieden", meinte Perfall ironisch.

„War das der Wagen Ihres Chefs, in welchem er eben wegfuhr?" fragte Zellner, „eine große dunkelblaue Limousine?"

„Ja, das war sein Wagen."

Aus der Unsicherheit, die in ihrer Stimme lag, erkannte Zellner, daß sie die Unwahrheit sprach. Jetzt riß ihm die Geduld.

„Sie lügen!" sagte er laut und scharf, indem er dicht an das Fräulein herantrat, „das war der Wagen eines Mannes, der sich Craven nennt, den die Polizei sucht! Ich kenne zufällig den Wagen ganz genau."

Fräulein von Woronzoff antwortete nicht, sondern starrte nur höchst erschrocken in das zornerfüllte Gesicht Zellners, der nunmehr unerbittlich vorzugehen beschloß. Daß ihm der Franzose entschlüpft war, brachte ihn außer sich.

„Antworten Sie!" schrie er sie an, „oder ich verhafte Sie auf der Stelle! Ist es der Wagen von Craven gewesen?"

Sie schlug die Hände vors Gesicht, als ob sie sich mit dieser Geste vor den gräßlichen Fragen schützen könnte.

„Gut", sagte Zellner in drohendem Ton, „so werden wir Sie zum Sprechen bringen", und zu Perfall: „Jetzt sind wir der Bande auf den Fersen und lassen sich nicht mehr los." Er ergriff den Hörer und verlangte im Präsidium seinen Vertreter.

„Hier Regierungsrat Zellner. Ich nehme soeben eine wichtige Verhaftung vor. Schicken Sie mir bitte sofort den Dienstwagen und zwei Polizeibeamte in Zivil." — Er nannte die Adresse des Hauses und hängte ein.

Das Fräulein war in den Schreibtischsessel gesunken.

„Sie wollen mich verhaften? — Aber, um Gottes willen — ich bin doch ganz unschuldig —, ich habe ja nichts verbrochen!"

„Das wird sich herausstellen. Vorerst bringen wir Sie ins Untersuchungsgefängnis. Entweder entschließen Sie sich, meine Fragen zu beantworten, oder sie werden als Mitschuldige unter Anklage gestellt."

Man merkte, in welche Angst sie geriet und wie sie nicht wußte, was sie tun sollte. Sie atmete schwer, fuhr sich über ihre Stirn, faßte sich an den Kopf, und ihre Hände zitterten.

„Ich frage Sie zum letztenmal: „War es Cravens Wagen, in welchem Herr Dumesnil soeben wegfuhr?"

Leise sagte sie: „Ja."

„Na also!" Zellner holte tief Atem, eine Last wich ihm von der Seele. „Wir haben sie —! sagte er zu Perfall, der gespannt seinem Verhör folgte.

„Wohin ist Ihr Chef gefahren?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie lügen schon wieder!" donnerte er sie jetzt an, „wir haben, bevor wir hier eintraten, den Streit gehört, den Ihr Chef mit Ihnen hatte. Sie wünschten, mitgenommen zu werden. Herr Dumesnil lehnte es schroff ab. — Wohin wollten Sie denn mitgenommen werden? Wohin ist Ihr Chef gereist? Antworten Sie!"

„Nach Paris."

„Auch das ist eine Lüge! Sie verschlimmern Ihre Lage durch Ihr Verhalten. Steht Ihr Chef in Verbindung mit Craven?"

„Ja."

„Wo befindet sich Craven augenblicklich?"

Nach einer Pause sagte sie kaum hörbar: „Ich darf Ihnen das nicht verraten."

Es klopfte. Zwei Polizeibeamte traten ein und meldeten sich beim Regierungsrat; sie sagten, der Dienstwagen stünde unten vor dem Haustor.

„Bringen Sie das Fräulein ins Untersuchungsgefängnis." Jetzt fing Fräulein von Woronzoff an, laut zu weinen. „Nein, nein, ich flehe Sie an, — verhaften Sie mich nicht — ich will Ihnen alles gestehen — nur, bitte, verhaften Sie mich nicht!"

„Sagen Sie uns, wo Craven sich aufhält!"

„Er ist in der Nähe von Berlin, Herr Dumesnil hält ihn versteckt — in einer Villa an der Havel —", sie schluchzte und zitterte. Zellner ging zu den beiden Beamten und ersuchte sie, draußen zu warten. Dann wandte er sich zu dem haltlos schluchzenden Mädchen.

„Wenn Sie uns behilflich sind, die Schufte zu fangen, so will ich vorläufig von Ihrer Verhaftung absehen."

„Ja, ja — ich bin ja unschuldig, verhaften Sie mich nicht. Fragen Sie mich — ich werde alles gestehen."

(Fortsetzung folgt)

Es geht um Millionen!

Die landwirtschaftlichen Kulturpflanzen Deutschlands erleiden durch tierische und pflanzliche Schädlinge und Krankheiten einen Gesamtverlust von jährlich zwei bis drei Milliarden Reichsmark. Eine auch nur annähernde Eindämmung und Befreiung von diesen Schädlingen würde die Nahrungsfreiheit unseres Volkes auf seinem gegebenen Raum restlos sicherstellen. Damit ist die Wichtigkeit und Bedeutung aller Maßnahmen klar herausgestellt, die dem Ziel dienen, die Pflanzen vor ihren Feinden zu beschützen und ein sicheres Wachstum zu garantieren.

Wissenschaftliche Forschung

An der Spitze der Organisation des Pflanzenschutzes steht die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-

Raupenzucht für die Prüfung von Fraß- und Berührungsgiften

Dahlem. Ihr obliegt die Erforschung der Krankheiten und Schädlinge sowie die Ausarbeitung und Prüfung der zu deren Bekämpfung geeigneten Verfahren, Mittel und Geräte. In Berlins westlichem Vorort, der zu einem Zentrum wissenschaftlicher Forschung geworden ist, liegt der große, schlichte Bau der Reichsanstalt, hinter dem sich weite Versuchsfelder ausdehnen. In zahlreichen Spezialarbeitsgebieten untersuchen hier die Wissenschaftler mit ihren Hilfsarbeitern alle nur möglichen Fragen des Pflanzenschutzes und probieren vor allem praktisch die Mittel der Abwehr und Vernichtung aller Schädlinge aus.

Bei einem Besuch begleiten wir einen jungen Doktor, der sich gegenwärtig insbesondere mit den Fragen der Sperlingsbekämpfung beschäftigt, auf seinem Rundgang. An verschiedenen Stellen im Gelände hat er Futterstellen für Vögel eingerichtet und füllt sie nacheinander mit Saatgut, das mit verschiedenen Vergällungsmitteln bearbeitet ist. So wird auf das genaueste festgestellt, wie die schädlichen Vögel auf die einzelnen Mittel reagieren, um daraus für die Praxis die richtigen Schlüsse zu ziehen.

„Was ist das?" frage ich, als wir an einem Holzkäfig vorbeikommen, der von weitem wie ein Bienenstand aussieht. „In diesen Versuchskäfigen machen wir die Vorprüfung von Vergällungsmitteln und können genau beobachten, wie die Tiere sich darauf einstellen. Haben wir festgestellt, daß sie bei einer bestimmten Aetzung auf die Dauer nicht fressen, so probieren wir dieses Mittel auch noch bei den frei lebenden Vögeln aus und haben dann eine weitgehende Sicherheit für die Bewährung in der Praxis." Selbstverständlich werden auch Sperlingsfallen ausprobiert, die der direkten Vernichtung dieses großen Schädlings unserer Gärten und Felder dienen.

Zellonbeutel zur Beobachtung

Als wir durch den Obstgarten kommen, sehe ich überall große, durchsichtige Beutel an den Zweigen befestigt und kann mir deren Verwendungszweck nicht erklären. „Das ist ganz einfach", kommt die Antwort auf meine Frage, „diese Zellonbeutel sind uns ein wichtiges Arbeitsgerät bei den wissenschaftlichen Untersuchungen. Damit können wir einzelne Zweige abschließen, sie aber unter dem Zellon trotzdem beobachten und so die Wirkung von Behandlungen oder auch die Krankheiten selbst in den verschiedenen Entwicklungsstadien beobachten."

Die Reichsanstalt gibt ihre Erfahrungen den einzelnen Pflanzenschutzämtern weiter und stellt die Richtlinien für die Bekämpfung von Krankheiten oder Schädlingen auf. Vor zwei Jahren hat der Reichsbauernführer einen Pflanzenschutzdienst eingerichtet, dessen Träger die bei jeder Landesbauernschaft eingerichteten Pflanzenschutzämter sind. Zu ihrem Dienstbereich gehört die öffentliche Aufklärung über das Auftreten und die Bekämpfung aller Schäden sowie die Beratung und Anleitung der Bevölkerung in allen Fragen des Pflanzenschutzes. Außerdem werden von den Pflanzenschutzämtern die Kulturen und Vorräte auf den Befall mit Krankheiten und Schädlingen überwacht, die Bekämpfung in der Praxis durchgeführt und an die Biologische Reichsanstalt beim Auftreten von besonders gefährlichen Schädlingen Meldung erstattet.

Prüfung von Vergällungsmitteln an Saatgut gegen Vogelfraß im Freien

Segensreicher Pflanzenschutzdienst

Wir sind also hier an der Front, die den Schädlingen mit ihren Mitteln entgegentritt, während die Reichsanstalt mehr dem Generalstab entspricht. Bauern, Gärtner und Forstleute schicken ihre von Schädlingen befallenen Pflanzen den Aemtern ein, während andere um einen Besuch zur Untersuchung der oft unbekannten Krankheitserscheinungen bitten. Durch die beobachtende Arbeit im Laboratorium, in den Treibhäusern und auf den Versuchsbeeten werden auch hier nochmals die Mittel zur Schädlingsbekämpfung ausprobiert, Vergleiche angestellt, und den Praktikern werden die entsprechenden Ratschläge erteilt.

Die Pflanzenschutzämter haben Millionenschäden zu bekämpfen und sollten deshalb auch dort entsprechende Anerkennung und Zugang finden, wo man ihnen teilweise heute noch mißtrauisch gegenübersteht. Dafür ist ein Beispiel besonders kennzeichnend: In einem deutschen Obstbaugebiet wurde in vier Gemeinden die Bekämpfung der Baumweißlingsplage aufgenommen. Bei dem Spritzen wurde aus Versehen ein größeres Obstbaumstück vergessen, so daß sich die Schädlinge hier frei entwickeln konnten. Die Folge war, daß auf diesem Grundstück in jenem Jahre nichts geerntet wurde. Seitdem soll sich die Einstellung der Obstbauern gegenüber dem Pflanzenschutzdienst grundlegend geändert haben.

Auf den Feldern richtet sich die Arbeit insbesondere auf den Kampf gegen Rost und Brandpilze bei Getreide, auf die Bekämpfung des Kornkäfers, der jährlich Getreidemengen im Werte von rund 100 Millionen vernichtet, und auf die Abwehr des besonderes im Westen Deutschlands eingeschleppten Kartoffelkäfers. Ebenso gilt es, draußen die Sperlingsplage und die Feldmäuse zu bekämpfen, um dadurch erheblichen Schaden zu verhüten.

Alle Aktionen können aber nur zum Erfolg führen, wenn der Pflanzenschutzdienst die notwendige Unterstützung durch die Eigentümer zuteil wird.

Blattlauseier werden untersucht, ob sie durch Spritzmittel abgetötet worden sind

Die von Bauern und Gärtnern eingesandten Proben werden untersucht
Fotos: Landw. Bilderdienst

„Papa, was ist ein Optimist?"
„Das ist ein Mann, mein Junge, der sich [...] seinen letzten Taler eine Brieftasche kauft."

Der gute Hausherr

Dem Erbauer von Karlsruhe, dem Mar[...]grafen Karl, der sehr geizig war, mußten tä[...]lich die Rechnungen seiner Hofhaltung vorg[...]legt werden. Eines Tages fand er darin eine[...] Posten: „Drei Truthühner gestorben." De[...] Markgraf schrieb an den Rand: „Wieviel Fla[...]schen meines Weines gaben ihnen das letz[...] Geleite?" (Lustige Blätter)

*

Kalbfell bewirbt sich um die Stellung de[...] Nachtwächters, die eine Fabrik ausgeschriebe[...] hat. Der Direktor betrachtet Kalbfell mu[...]sternd und fragt:

„Haben Sie denn auch die erforderliche[...] Eigenschaften als Nachtwächter?"

„Selbstverständlich", bestätigt Kalbfell, „ic[...] erwache bei jedem Geräusch!"

(Lustige Blätter)

*

Meine kleine Nichte hat eine Katze bekomme[...] und ist sehr stolz auf diesen Besitz. Tags da[...]auf sieht sie gelegentlich eines Besuches bei de[...] Tante ein Katzenfell, und auf Befragen erzähl[...] die Tante, daß sie es zur Heilung ihre[...] Rheumas gekauft habe. Mit Wichtigkeit sa[...] die Kleine darauf: „Wir haben auch e[...] Katzenfell, aber unsere Katze gebraucht's no[...] selber." (Lustige Blätter)

*

Betty war im Zweifel, ob sie Bob o[...] Peter ihr Jawort geben sollte. Sie fragte d[...] Vater. Der sagte bestimmt: „Nimm Pete[...] der liebt dich wirklich!"

Betty staunte: „Woher weißt du das s[...] genau?"

Da lächelte der Vater: „Ich habe im Lau[...] der letzten sechs Monate Geld von ihm ge[...]lichen und er kommt trotzdem pünktlich zwei[...]mal wöchentlich zu dir!"

*

„Zwei Jahre lang haben Sie beide je[...] Woche zusammen geangelt. Wie kam es dan[...] nur, daß Sie sich wegen dieses Fisches so i[...] die Haare gerieten?"

„Ja, sehen Sie, es war der erste Fisch, de[...] wir gefangen haben!"

Reichsbahnbeamter im oberen Dienst, pens., ber. Mitte Dreißig, gute Erschein., wünscht Verbindung mit geb. kath. Dame, warmherz. Seele, solide Lebensanschauung zwecks glücklicher Ehe. Freundl. Zuschrift. erb. unter 980 an Neuland-Brief-Bund (R) Herne i. W., Postfach 153

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märk. Str. 21

Warzen Leberfl. Muttermale leichte Beseitigung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S W 46

Lebensglück sucht und bietet Frl., 25 Jah., kath., zuverlässig u. treu, häuslich, schlanke, gepflegte Erschein., aus gut. Familie, sehr gut. Aussteuer und 15 000 RM Vermögen. Gew. wird gebildeter, charakterv. Mann, der ein harmonisches Familienl. schätzt. Näheres u. 167 durch Neuland-Brief-Bund, (R) Herne W., Postf. 153

Damenbar[...] Gründl. Entfernung lästi[...] Haare durch die weltbekan[...] Helwakakur. Sehr bewä[...] v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. G[...]dene Medaille, Großer Preis Brüs[...] 1932, London 1933. Tägl. Dankschreib[...] a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuch[...] Marke Helwaka mit Stern pate[...] amtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäus[...] Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fl[...] 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. Vj. 39: 41 819. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.